10/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Pfingsten '89

1950 Deutschlandtreffen in Berlin

1967 Pfingsttreffen in Karl-Marx-Stadt

1980 V. Festival der Freundschaft DDR–UdSSR
1984 Nationales Jugendfestival zum 35.

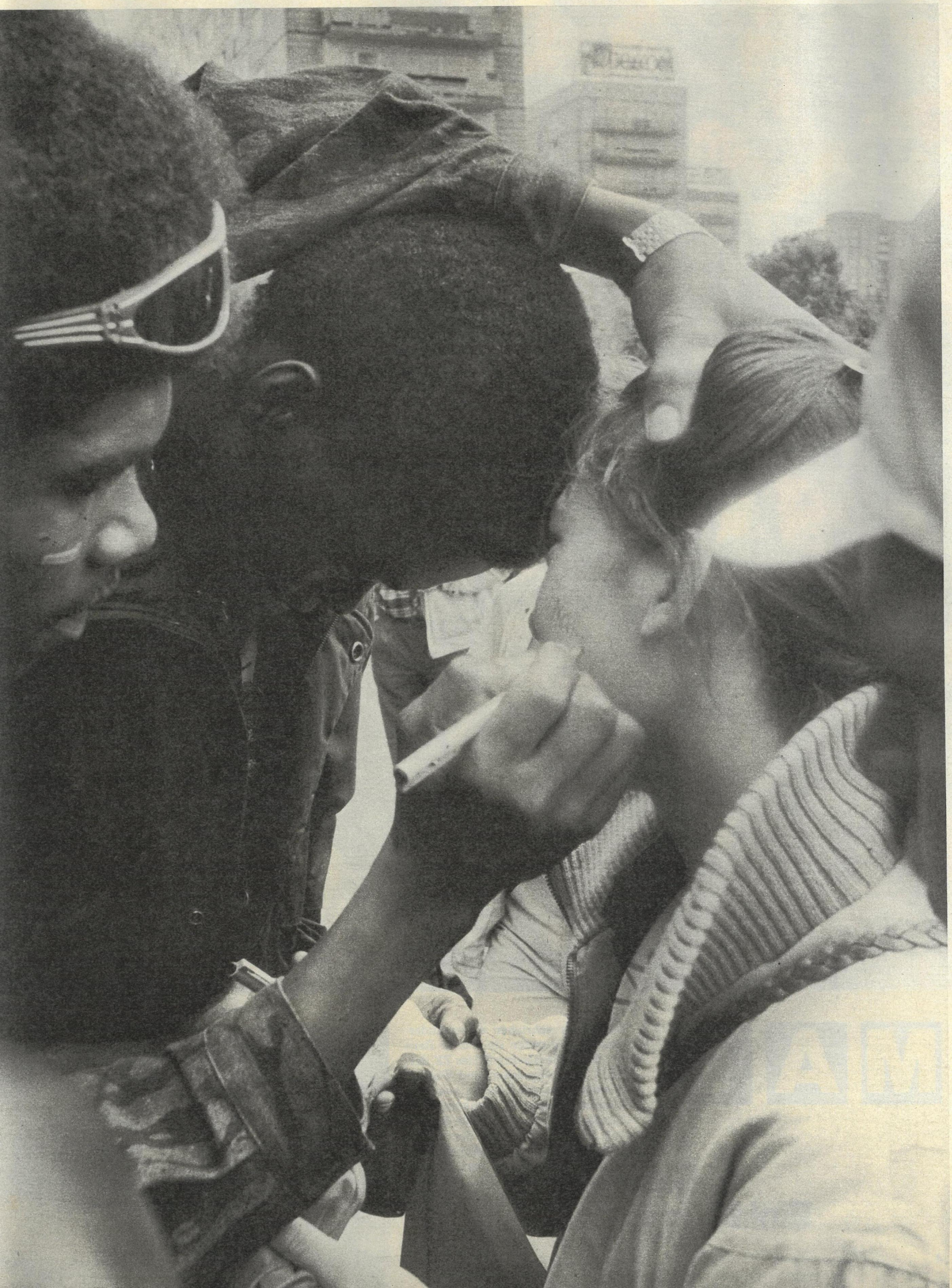
Die Tradition der Pfingsttreffen reicht weit in die Geschichte der deutschen Arbeiterjugendbewegung zurück. Pfingsten in Berlin nun im 40. Jahr der DDR: Die Freie Deutsche Jugend feiert ihre Republik und hat dazu internationale Gäste eingeladen. Bilder einer lebensfrohen Generation, die das Banner der sozialistischen Revolution über die Schwelle zum Jahre 2000 tragen wird.

M

A

19 89

Es fotografierten: Detlef Christel, Volker Hohlfeld, Nina Rücker, Detlev Steinberg, Uwe Völkner und ZB/Busch (1). Zusatzfotos: Archiv, Bersch, ZB/Ahnert, Dargelis.



MAI 1989

Die Einladung

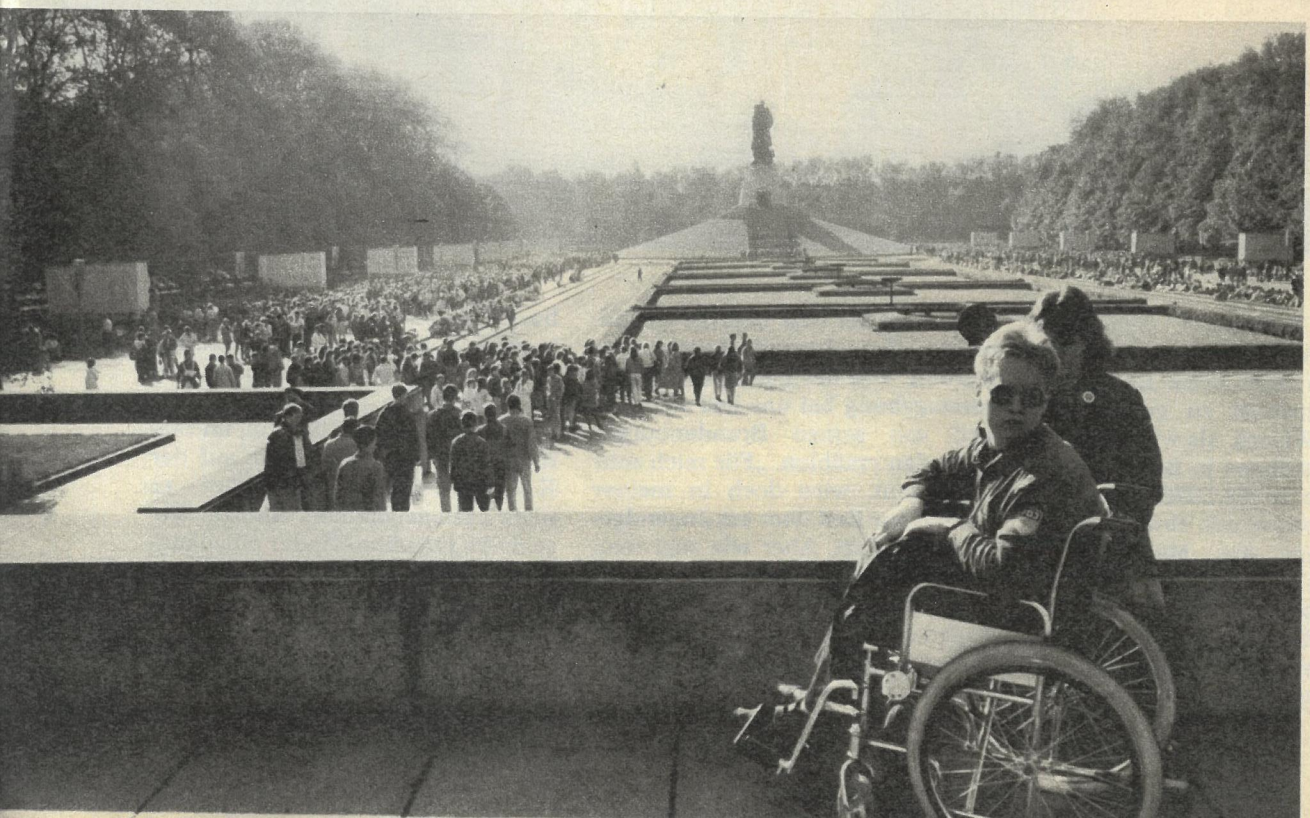
Im Winter schrieben sie einander Briefe. Nun trafen sie sich in Berlin: der Generalsekretär des ZK der SED, Erich Honecker, und Walerij Tschistjakow, der Arbeiter aus dem Magnitogorsker Hüttenkombinat. Langsam steigt Walerij die Stufen zur Ehrentribüne an der Karl-Marx-Allee hinauf. „Meine Knie waren ganz weich", berichtet er später seinen Freunden... Anfang des Jahres hatte Walerij Tschistjakow als Volkskorrespondent und Hobbyhistoriker an Erich Honecker

geschrieben. Er regte Partnerschaftsbeziehungen zwischen Magnitogorsk und einer DDR-Stadt an und lud den Generalsekretär zum 60. Jubiläum der Stadtgründung ein. Erich Honecker war im Sommer 1931 gemeinsam mit anderen deutschen Jungkommunisten am Aufbau von Magnitogorsk beteiligt. Keinem erzählte Walerij von diesem Brief, nicht einmal seiner Frau Galja. Mit einer so schnellen Antwort rechnete er kaum. Doch bereits nach wenigen Wochen lag sie in seinem Postkasten. „Ich hab's noch immer nicht übers Herz gebracht, den Brief Erich Honeckers ins Stadtmuseum zu geben", erzählte mir Walerij, als wir während des Pfingsttreffens in Berlin unterwegs waren. In die DDR war Walerij Tschistjakow mit einer Komsomoldelegation aus Magnitogorsk gekommen. Zunächst reisten die sechs Komsomolzen nach Brandenburg, seit Ende April ihre Partnerstadt an der Havel. Sie erfuhren, daß in Brandenburg auf dem ersten Parlament der FDJ 1946 die Grundrechte der Jugend beschlossen wurden. Von der heutigen Jugendgesetzgebung bei uns ließ sich Walerij von seinen Brandenburger Freunden erzählen. „Für mich sehr interessant, wird doch in meiner Heimat zur Zeit über ein Jugendgesetz diskutiert. Aber wie sagt man bei uns – Papier ist Papier. Und so wollte ich natürlich mit eigenen Augen sehen, wie die Jugendlichen hier arbeiten und leben, und natürlich, wie sie feiern." Die Brandenburger FDJler nahmen die Magnitogorsker mit zum Pfingsttreffen nach Berlin. Walerij fühlte sich wohl im bunten Treiben, ob nun am Alex oder im Nikolaiviertel, im Stadion der Weltjugend oder auf der Karl-Marx-Allee. Fast wäre er nicht dazu gekommen, ein paar Geschenke für seine Kinder einzukaufen... In einigen Wochen wird er Erich Honecker erneut treffen, in Magnitogorsk, zum Jubiläum.

Andreas Böttcher

MAI 19 89

Erich Mückenberger sprach im Hause des Zentralvorstandes der Gesellschaft für DSF mit Teilnehmern des Pfingsttreffens

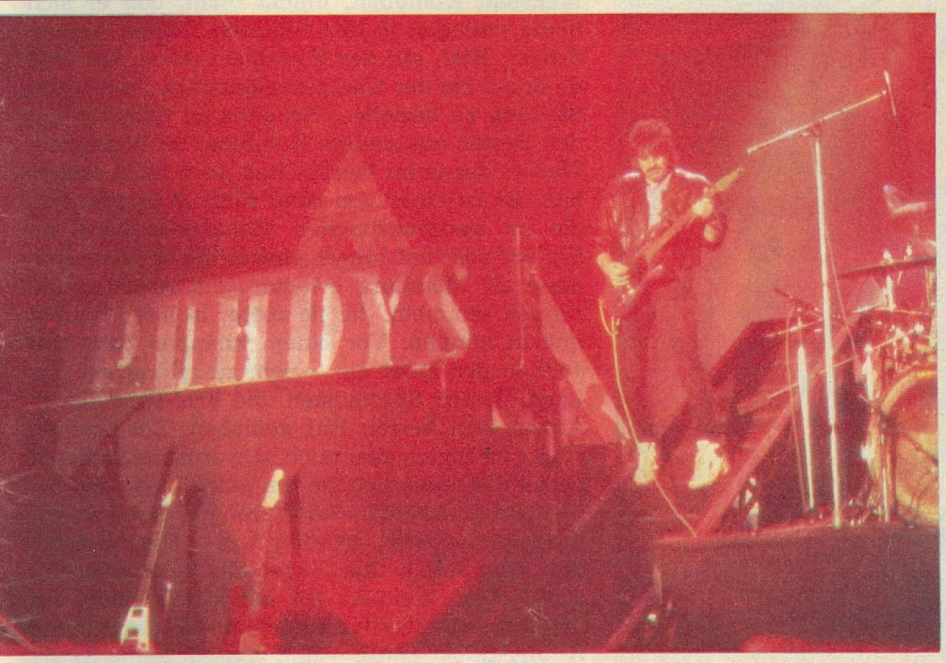


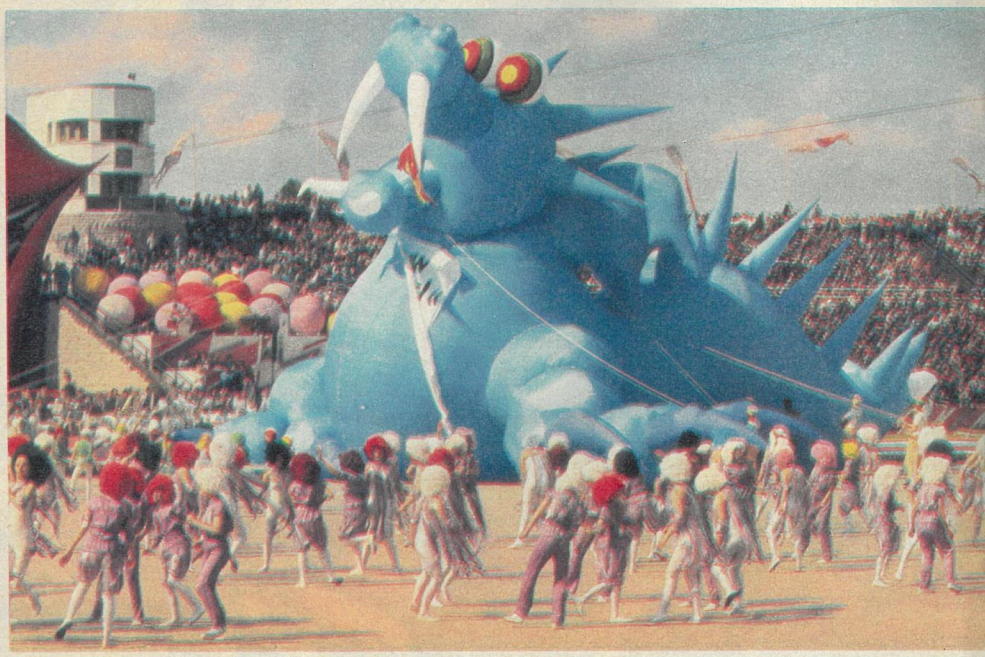
Das Verhältnis

Alle Versuche, mit dem Anfang der Geschichte anzufangen, hindern nur, ufern aus. Platzmangel. Dem fällt zum Opfer: die nähere Bekanntschaft mit der Wojewodschaft Gorzow in der VR Polen, dem Partnerbezirk von Frankfurt (Oder). Gewonnen habe ich durch diese Unhöflichkeit: Zeit für Marzanna Gasperowicz und Fracińska Maigorzata, die ich schon in Polen besucht hatte (Foto unten von links nach rechts) und nun vor dem Filmtheater „Kosmos“, an einem Stand des Bezirkszentrums Frankfurt (Oder), wiedertreffe. Beide 19 Jahre alt, jung und lebenslustig, Mitglieder des Kommunistischen Jugendverbandes Polens, des ZSMP. Sie verkaufen Blumen, täglich frisch herangeschafft aus der Heimatstadt Gorzow. Doch was heißt verkaufen?! Das ist ja nur der letzte Akt einer Handlung, die ganz Kunst ist: Blumenbınderei. Künstlerinnen sind die beiden. Sie komponieren. Vor den Augen der Käufer: ein Opus aus Farben und Düften. Flora-Pop-Art. Mit Phantasie und Liebe, mit floristischer Sachkenntnis, mit Geschmack und Fingerfertigkeit. Marzanna: „Von Kindheit an liebe ich Blumen. Ich habe meinen Traumberuf.“ Fracińska: „Die Blumenbinderei hat eine bewährte Tradition bei uns. In Gorzow gibt es ein großes Gewächshauskombinat. Sechs Hektar unter Glas. Und weitere werden gebaut. So erhalten wir täglich neu das Material, aus dem die Blumenträume sind.“

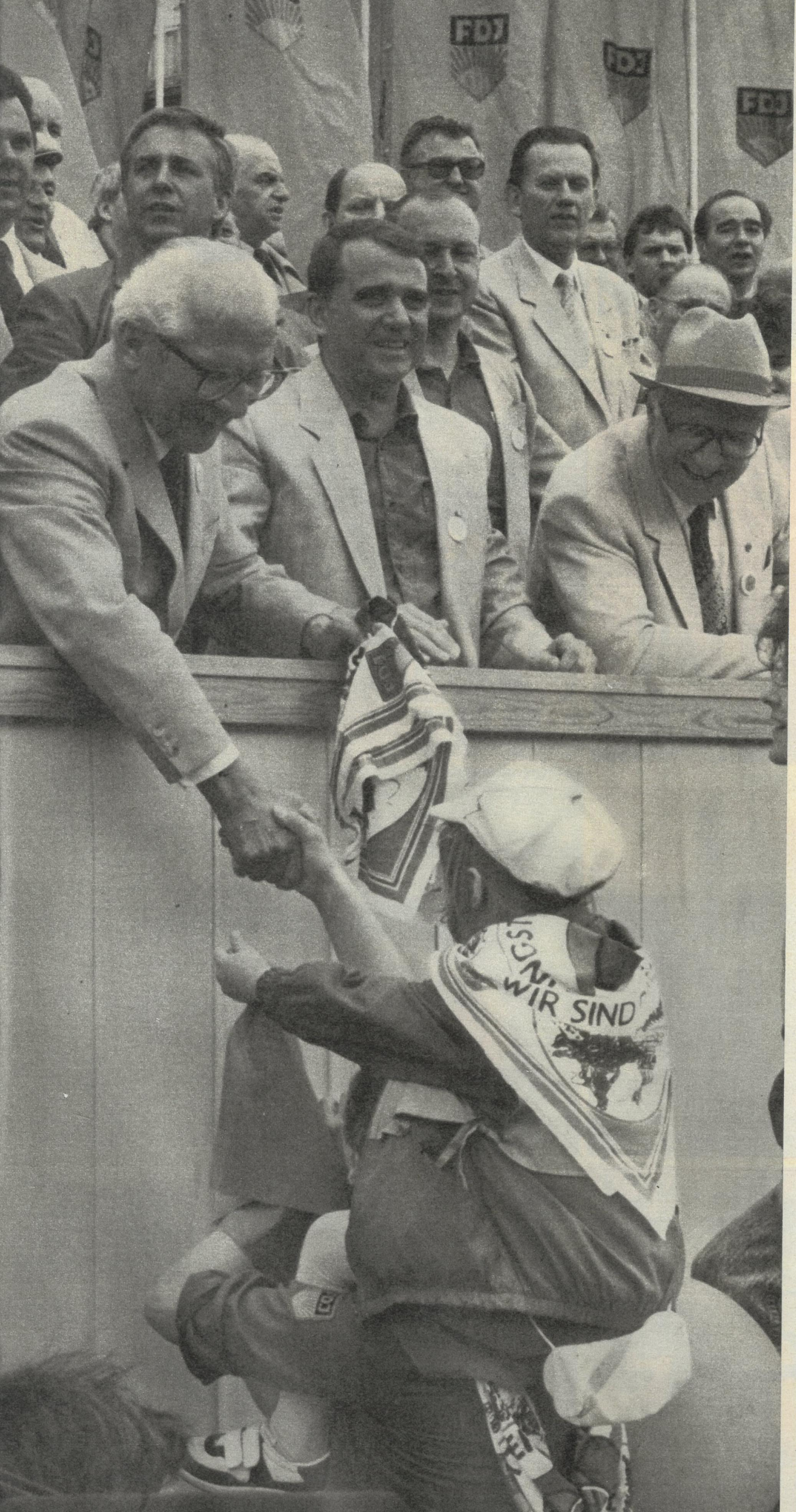
Marzanna und Fracińska sind zwei von 620 jungen Polinnen und Polen, die ganz im Sinne der tiefen, freundschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Ländern am Pfingsttreffen teilnehmen. „Es gibt konkrete Vereinbarungen zwischen dem ZSMP und der FDJ in Frankfurt (Oder)“, sagte Marzanna. „Beispielsweise über einen Jugendaustausch, über Jugendlager... Das alles fördert Verständnis füreinander und gegenseitige Achtung. Ich habe mich sehr gefreut, als im letzten Jahr Wojciech Jaruzelski und Erich Honecker den Vertrag über das Jugendwerk unserer Länder unterzeichnet haben.“ Das Pfingsttreffen war doch sicherlich nicht nur zum Blumenbinden da? „Natürlich nicht“, meinte Fracińska. „Berlin ist eine wunderschöne Stadt, und wir haben viel erlebt. Zu allen Leuten, die ich traf, hatte ich sofort ein freundschaftliches Verhältnis. Ob sie aus Gera waren oder Prag, aus Leipzig oder Berlin.“ – Ich schreibe die Worte „freundschaftliches Verhältnis“ nieder. Sie sehen sich an und lächeln.

Bernd Siegmund





SPARKASSE

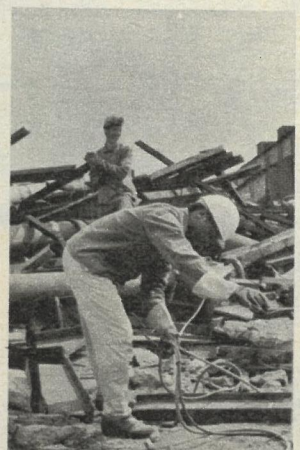


MAI 1989

Die Solidarität

„José, nach vorn!“ Nichts da mit angolanischer Bescheidenheit – der Albrecht Witte, sein 1. Sekretär von der FDJ-Industriekreisleitung im Mansfeld Kombinat, duldet nicht, daß er sich heute verlegen in den hinteren Reihen herumdrückt. Hier, auf der Karl-Marx-Allee, hat José de Sousa bei der Kampfdemonstration weit vorn Stellung zu beziehen, Schulter an Schulter mit den Besten aus seinem Kombinat im Blauhemd. Weil er das ja im Werksalltag auch nicht anders hält. Er ist einer von rund fünfzig Angolanern, die im traditionsreichen Mansfelder Land im Verlauf von fünf Jahren eine solide Berufsausbildung als Metallurg erhalten und Arbeitserfahrungen sammeln, die sie später in ihrer Heimat nutzen können. Vor einem knappen Jahr traf José in der DDR ein – sehr neugierig auf das Land, dessen Spezialisten und FDJ-Brigaden in Angola den besten Ruf genießen. Ein bißchen Angst im Bauch aber auch, wie er heute lächelnd gesteht. Wie werden sie ihn aufnehmen und behandeln im fremden Staat? Ihn, der erst kurz zuvor alphabetisiert worden war. „Die Mansfelder“, sagt José heute, „haben das Beste gemacht, was sie tun konnten. Sie haben uns sofort auf ihre Jugendkollektive aufgeteilt – ich kam in die Kupfer-Silber-Hütte – und erst gar keine Extrawürste für uns gebraten.“ Theorie und Praxis der Metierkunde lebensnah zu vermitteln, das hieß aber auch, nach Bergmannsart mit notwendiger Kritik nicht zu geizen. José und seine 49 Landsleute vom schwarzen Kontinent tragen heute die Bergmannsuniform mit Stolz, denn sie sind in sie hineingewachsen. An den Ergebnissen der FDJ-Kreisorganisation sind sie beteiligt: Am Subbotnik Anfang April wurden alte Klinkersteine zur Wiederverwendung aufbereitet, verladen und abgeliefert. Tageserlös: 7742,– Mark, überwiesen aufs Solikonto. „Ein Wahnsinnsgefühl“, sagt José, „einmal nicht Empfänger, sondern Spender von Solidarität zu sein!“ José kommt aus der angolanischen Hauptstadt Luanda. Hier hat er zuletzt demonstriert, als Mitglied der Jugendorganisation, an der alten Festung Sao Pedro vorbei, vorbei am Hotel „Presidente“, die berühmte Avenida 4 de Fevereiro entlang. Damals trug er ein Transparent, da hatten sie draufgeschrieben: „Bei der Verteidigung, in der Produktion und beim Lernen schützen wir die Heimat und die Revolution.“ Das Plakat hätte er getrost auch tragen können zum Pfingstfest unseres sozialistischen Jugendverbandes.

Jürgen Geitner



Ärztereport – Ärzterekord:

Pause in MIR

Von der Landung der Sojus-TM-7-Crew in Kasachstan berichtet unser Moskauer Luft- und Raumfahrtkorrespondent Karl-Heinz Eyermann

„Die ersten Schritte auf der Erde. Ich glaub', es geht schon", sagt Valeri Poljakow, der Bordarzt der Orbitalstation MIR und wehrt sich dagegen, auf einer Bahre oder in einem Tragsessel zum Sanitätszelt gebracht zu werden, das in der Nähe der Rückkehrkapsel kurz vor der Landung aufgebaut worden war. „Ihr müßt mich nicht so sehr stützen, ich finde mein Gleichgewicht schon wieder", sagt der dienstälteste aktive Kosmonaut, der 1972 im Sternenstädtchen mit dem Raumflug-Training begonnen hatte, und er läuft lachend an uns vorbei, obwohl er noch das Gefühl hat, auf einem Ozeandampfer bei hohem Seegang zu sein. Er fühlt sich offensichtlich wohl an diesem Aprilmorgen in der Kasachischen Steppe und bückt sich mitunter, zupft ein Grasbüschel heraus, hält es unter die Nase und atmet ganz tief: „Endlich wieder frische, heimische Luft, wie das duftet!".

Über zweihundertvierzig Tage hat er in der Schwerelosigkeit zugebracht. Gestartet am 29. August 1988 mit der sowjetisch-afghanischen Besuchsmannschaft. Weitergeflogen mit der Weltrekord-Stammbesatzung Titow-Manarow, die er in der Endphase ihres Einjahresfluges medizinisch betreute. Danach über vier Monate mit der Nachfolgecrew Wolkow–Krikalow an Bord von MIR gearbeitet, und nun am Morgen des 27. April auf die Erde zurückgekehrt.

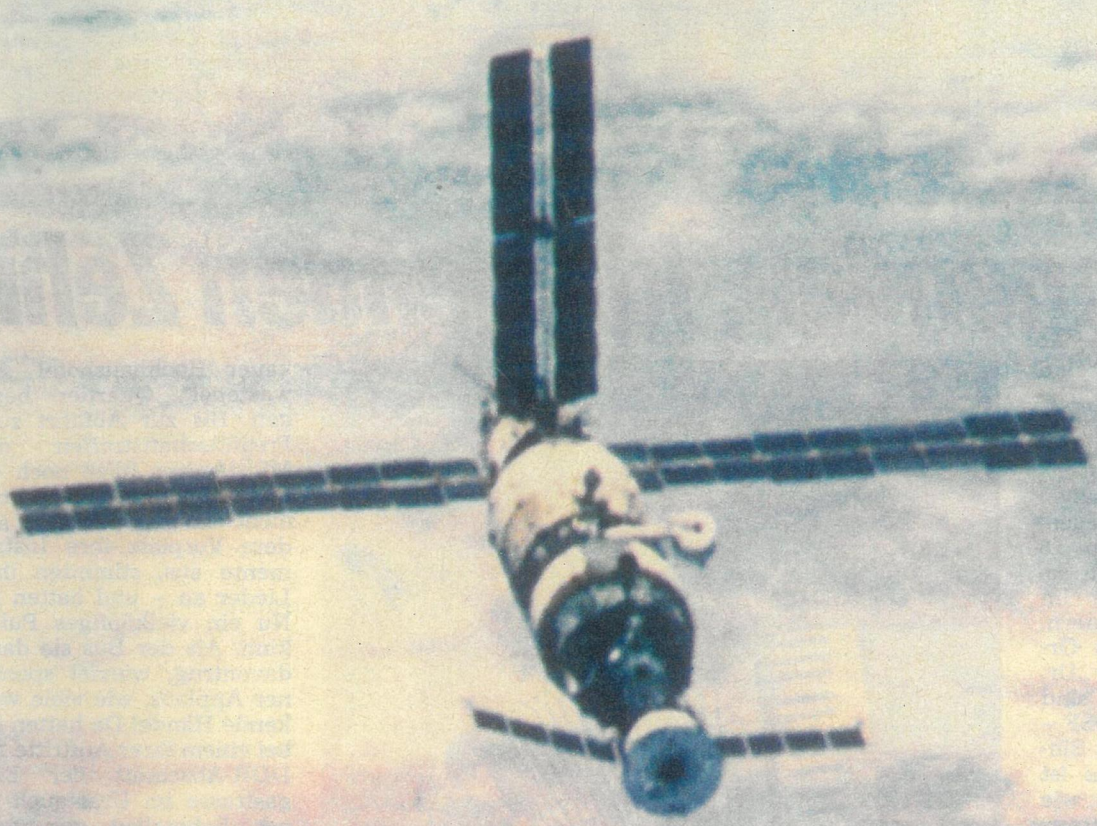
So ganz von der Öffentlichkeit unbemerkt und selbst von seinen Berufskollegen kaum beachtet, hat Valeri Poljakow dabei einen neuen kosmischen Ärzterekord aufgestellt, der für ihn nicht so wichtig ist wie der Ärztereport, den er jetzt mitbringt. Viereinhalb Tage länger war er im All als sein Vorgänger Dr. Oleg Atkow. Exakt: 240 Tage, 22 Stunden, 44 Minuten, 58 Sekunden. Sieben Raumfahrer untersuchte er in der Schwerelosigkeit und führte zahlreiche Experimente durch. Experimente, die künftigen Besatzungen von MIR nach Langzeitflügen die Sicherheit geben sollen, schnell wieder auf der Erde festen Fuß zu fassen.

Valeri Poljakow hat nun mehrere Monate Zeit, um seine Erfahrungen zu vermitteln und seine Experimente auszuwerten. Dem Orbitalkomplex mußte eine Zwangspause auf der Umlaufbahn verordnet werden, da die beiden für das Frühjahr 1989 vorgesehenen Forschungsmodule nicht termingerecht zum Kosmodrom Baikonur überführt und die geplanten Wissenschaftsprogramme nicht begonnen werden konnten. So wartet auch ein neues Weltall-Instrumentarium aus der DDR noch auf seine kosmische Premiere.

MIR zieht jetzt unbemannt seine Bahn. Für mehrere Monate gingen in der Orbitalstation die Lichter aus, als Valeri Poljakow kasachischen Steppenboden betrat.

Der Andock-Block von MIR ist frei, für vierzig Tonnen neue Ankupplungslast. Warten auf zwei Module bis zum Spätsommer oder Herbst. Warten auch für die neue Besatzung, die schon seit Monaten startbereit ist und die Valeri Poljakow eigentlich als seine achten und neunten „Patienten" im Orbit empfangen wollte.

Das Bild vom Orbitalkomplex MIR stellte uns Fotochronika TASS zur Verfügung, es wurde von einer Sojus-TM-Crew nach der Abkopplung ihres Raumschiffs fotografiert. Die Landungsszene hielt APN-Fotograf Alexander Moklezow fest.



● Kurz berichtet

Tage der sowjetdeutschen Literatur gingen kürzlich in Zelinograd zu Ende. In der kasachischen Stadt und in Landwirtschaftsbetrieben umliegender Ortschaften trafen sich Schriftsteller mit ihren Lesern zur Diskussion und stellten vor allem neue Werke vor. Im Verlag „Kasachstan" gibt es seit 20 Jahren eine deutsche Abteilung.

Zwei weitere Hochseeschiffe wurden unter tschechoslowakischer Flagge in Dienst gestellt: Die „Dunaj", mit 32 850 Bruttoregistertonnen für Massengüter bestimmt, lief in der polnischen Werft Szczecin vom Stapel; die „Sázava", mit 7000 Tonnen für die Stückgutbeförderung vorgesehen, in der chinesischen Werft Xinjiang.

Fünf bis sieben Kilogramm weniger Körpergewicht innerhalb von zehn Wochen verspricht ein Klub für moderne Ernährung des Budapester Instituts für Gesundheitserziehung. Nach gründlicher ärztlicher Untersuchung werden persönliche Konditionierungs- und Speisepläne aufgestellt, auf Wunsch auch für die gesamte Familie.

Das bedeutendste energiewirtschaftliche Projekt Vietnams ist das Wasserkraftwerk Tri An im Süden des Landes. Es ist für eine Gesamtleistung von 420 Megawatt ausgelegt. 300 Spezialisten aus der UdSSR sind gemeinsam mit vietnamesischen Bauarbeitern und Ingenieuren auf der Baustelle im Einsatz. Jetzt begannen sie mit den Montagearbeiten an der dritten Generatorgruppe.

Eine umfassende Verschönerungskur genoß das Belgrader Nationaltheater in den vergangenen zwei Jahren. Theater-, Opern- und Ballettensemble halten dieser Tage wieder Einzug in das 1869 erbaute Haus.

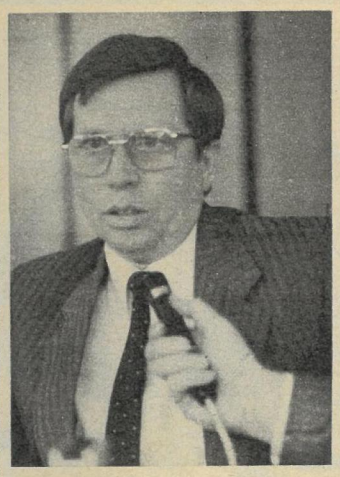
495 Zentimeter lang war eine Riesenwurst, die vor kurzem in Tolbuchin zubereitet wurde – per Hand. Fast ein Kilogramm Gewürze sorgte für das gute Aroma des Unikates der bulgarischen Fleischwarenindustrie, das als Geschenk an einen Kindergarten ging.

Festtage des slawischen Schrifttums und der Kultur finden in diesem Monat in Kiew statt. Dort wird im Höhlenkloster auf einer Konferenz über „Schewtschenko und die slawische Bildung" diskutiert, während die Museen der Stadt altrussische Malerei, ukrainische Nationaltrachten und Gebrauchsgegenstände des 19. und 20. Jahrhunderts ausstellen.

Die singenden, klingenden Zehn

Schon ihre Vornamen sind wie Musik: Manuela, Daniela, Marion, Gudrun und Jutta, Andreas, Edgar, Gerald, Peter und Ralf-Christian. Und der Musik haben sie sich auch verschrieben, junge Leute zwischen 18 und 30. Hauptberuflich sogar – als Mitarbeiter im Ministerium des Innern. Neben dem Zentralen Orchester und dem Chor „Dr. Kurt Fischer" – beide sind Kunstpreisträger der DSF – werden sie schlicht als Singegruppe geführt. Das ist zwar militärisch knapp, wie es sich für dieses Staatsorgan gehört, doch leider ziemlich untertrieben, denn die zehn spielen zur Begleitung der eigenen Stimme immerhin 19 Instrumente. Sie sind – wie unser Foto von einem ihrer zahlreichen Auftritte (zwei Akteure fehlten) zeigt – wohl eher ein Gesangs- und Instrumental-Ensemble. Aber sei es drum. Hauptsache ist, daß die hauptamtlichen MdI-Sänger unter Major Gerald Sasse (rechts), der auch den großen Chor leitet, mit Lust und Liebe bei der Sache sind, daß sie ihr Mund- und Hand-Werk bereits prächtig verstehen, obwohl sich die meisten noch in der musikalischen Qualifizierung befinden. Breitgefächert ist ihr Repertoire. Es reicht von traditionellen wie zeitgenössischen Arbeiter-, Kampf-, Jugend- und Volksliedern bis hin zu einprägsamen Weisen, die der Freundschaft und der Waffenbrüderschaft gewidmet sind. Immer, wenn andere feiern, müssen sie arbeiten, sind Mitwirkende bei zentralen Festen zu Staatsfeiertagen, bei Jugendweihen und Veteranentreffs, am Tag des Metallarbeiters und bei anderen Auszeichnungsveranstaltungen. Und sie kommen an bei ihrem Publikum, dem so manches ihrer Lieder unter die Haut geht, Erinnerungen weckt, Kraft gibt. Was kann sich ein junges Ensemble besseres wünschen? Die Singegruppe wird übrigens demnächst 16. Sie wurde am Vorabend der 10. Weltfestspiele in Berlin ins Leben gerufen. Von denen, die damals zum ersten Mal die Bühne betraten, ist keiner mehr dabei. Aber auch jene, die heute singen, haben der zweibändigen Chronik ihrer Gruppe manch aufschlußreiche Seite hinzugefügt. Nicht wenige davon handeln von Erlebnissen im Freundesland. Was gab's da nicht alles fernab von Protokoll und Dienstplan! Da hatten sie vor zwei Jahren als musikalische Begleiter eines Freundschaftszuges ihres Ministeriums im Moskauer Hochhaushotel „Sewastopol" Quartier bezogen. Bis zur Abfahrt zum Freundschaftstreffen mit Milizionären blieb noch etwas Zeit. Sie überlegten nicht lange, packten auf dem Vorplatz ihre Instrumente aus, stimmten ihre Lieder an – und hatten im Nu ein vielköpfiges Publikum. Als der Bus sie dann davontrug, wieviel spontaner Applaus, wie viele winkende Hände! Da hatten sie bei einem ihrer Auftritte am DDR-Abschnitt der Erdgastrasse im Ural auch jenes Scherzlied gesungen, das von einem jungen verliebten Kosaken erzählt. Später dann kamen sie mit einer hübschen Ukrainerin ins Gespräch, die freudestrahlend sagte, daß sie alles verstanden habe. Sie freuten sich über dieses Lob, denn sie hatten ihr Lied nicht russisch, sondern ukrainisch gesungen. Jüngst nun erhielten sie, die auch das Pfingsttreffen musikalisch verschönern halfen, ihre erste hohe und verdiente Auszeichnung: Auf der zentralen Veranstaltung der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft aus Anlaß des Tages der Befreiung wurde ihnen von Präsident Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, die Ehrennadel in Gold überreicht.

Horst Goldschmidt (Text)
Detlef Christel (Fotos)



Software zu zweit

FREIE WELT sprach mit Volker Heß, Stellvertreter des Generaldirektors von „Zentron", dem ersten gemeinsamen Betrieb der UdSSR und der DDR in Kalinin.

Was verbirgt sich hinter „Zentron"?

Die Wissenschaftliche Produktionsvereinigung „Zentrprogrammsystem" aus der Sowjetunion und das DDR-Kombinat Robotron, exakt der VEB Robotron-Projekt Dresden, haben diesen gemeinsamen Betrieb gebildet.

Was will „Zentron" produzieren?

Wir konzentrieren uns zunächst auf die Anpassung von Software für spezielle sowjetische Anwender an die Hardware aus der DDR. „Zentron" als Produktionsbetrieb angewandter Wissenschaft wird komplexe Systemlösungen anbieten, die in der sowjetischen Volkswirtschaft eine effektive Arbeit ermöglichen. Begonnen wird mit Personalcomputern.

Wann kommen die ersten Produkte auf den Markt?

Nach der Fertigstellung der Produktionsmöglichkeiten, etwa Ende August, Anfang September.

Robotron hat die Hälfte der Startfinanzen von 5 Millionen transferablen Rubeln in „Zentron" eingebracht. Welcher Gewinn wird erwartet, und wie wird er verteilt?

Der Neuling soll seine projektierte Leistung 1991 erreichen, wobei sich die Startinvestitionen spätestens 1994 rentiert haben müßten. Der erwartete Reingewinn wird zu gleichen Teilen in die Kassen der Gründerfirmen zurückfließen. In den ersten Jahren wollen wir mit dem Gewinn vor allem die Produktion erweitern und die Arbeits- und Lebensbedingungen verbessern.

Welche Vorteile bringt „Zentron" beiden Seiten?

Der Hauptvorteil besteht darin, daß wir die hohe Leistungsfähigkeit von Robotron auf dem Gebiet der Hardwareproduktion, die im sozialistischen Lager unbestritten ist, und die hohen Potenzen von „Zentrprogrammsystem", die in der Sowjetunion auf dem Gebiet der Programmtechnik ebenso anerkannt sind, miteinander verbinden und für den sowjetischen Markt sowie später auch für andere Märkte nutzen.

Wie wird die Marktaufteilung gestaltet, wenn Drittländer mit „Zentron"-Produkten beliefert werden?

Unsere Strategie ist, daß wir nur gemeinsam als „Zentron" liefern. Vorerst geht es nur um zusätzliche Möglichkeiten auf dem UdSSR-Markt.

Und wie ist die Sitzverteilung in der Leitung des gemeinsamen Betriebes?

Auch da gibt es Parität. Das oberste Legislativorgan ist der gemeinsame Rat, der aus jeweils drei Vertretern beider Seiten besteht. Zum Vorsitzenden des Rates wurde der Generaldirektor von „Zentrprogrammsystem", Dr. Valeri Kuprijanow, ernannt und Friedrich Workuka, Generaldirektor von Robotron, zu seinem Stellvertreter. Die direkte Betriebsleitung von „Zentron" wird von meinem Kollegen Anton Kosulin als Generaldirektor geführt.

Wieviel Beschäftigte hat „Zentron"? Und wieviel davon kommen aus der DDR?

In der ersten Etappe arbeiten wir mit 200 sowjetischen und ungefähr 10 Mitarbeitern aus der DDR. Im ersten Vierteljahr etwa werden unsere Kollegen noch im Arbeiterwohnheim untergebracht sein. Wenn sie mit Wohnungen versorgt sind, kommen ihre Familien nach.

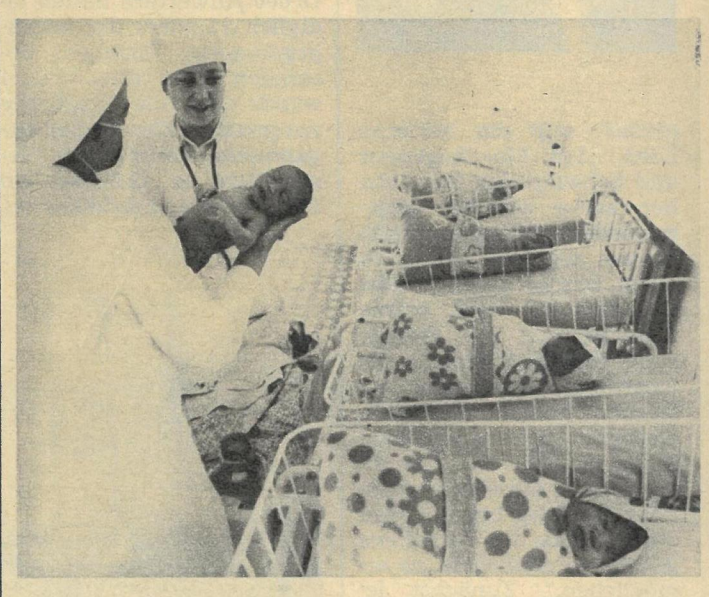
Muß nicht unterm Strich „Zentron" für beide Seiten möglichst auf lange Sicht von Vorteil sein?

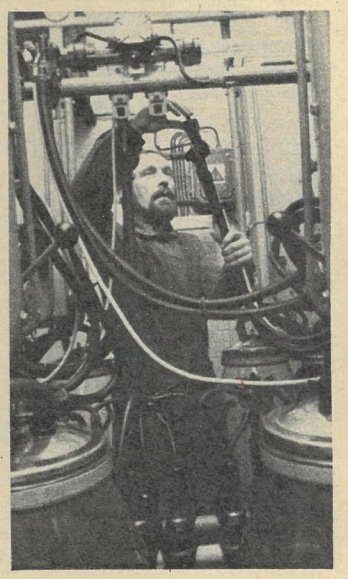
Darin besteht unter anderem der Unterschied zu manchen mit westlicher Beteiligung gegründeten Gemeinschaftsunternehmen in der Sowjetunion, für die nicht selten der Tagesgewinn im Vordergrund steht. Natürlich muß „Zentron" Gewinn bringen. Aber das übergreifende Ziel ist, daß wir zur Lösung der Entwicklungsprobleme unserer Länder, zu einer höheren Stufe der Zusammenarbeit beitragen.

Interview: Hajo Obuchoff

Nudel-Neuheit

Keine Wäsche, sondern Fadennudeln trocknet die Familie von Dinh Quang Vinh, Mitglied der Genossenschaft Cu Khe südwestlich Hanois. Familie Vinh baute im vergangenen Jahr erstmals nicht nur Reis an. Ein halber Hektar Land wurde von den vietnamesischen Bauern mit Kanna bestellt. Kanna – zu deutsch: Blumenrohr – ist eine eßbare Pflanze. Der auf der kleinen Fläche geerntete Ertrag konnte zu immerhin sechzehn Tonnen Kanna-Fadennudeln verarbeitet werden. Die blumigen Teigwaren trocknen auf dem Hof.





Baby-Boom

Liebevoll umsorgt werden die jüngsten Mongolen hier auf der Wochenstation des Krankenhauses Monzame. Die Mongolei hatte zu Jahresbeginn 2 043 000 Einwohner, geht aus den ersten Ergebnissen einer Volkszählung hervor. Danach erhöhte sich die Bevölkerungszahl in den vergangenen zehn Jahren um nahezu eine Million Menschen.

Keim-Kontra

Melkanlagen und Kühltanks reinigt DESPON – ein von tschechoslowakischen Rinderzüchtern und Wissenschaftlern gemeinsam entwickeltes Mittel – noch besser. Produziert wird das neue Präparat in der nordböhmischen LPG Železný Brod. Dort hatte man besonders schnell auf die neuen Qualitätsstandards für Milch reagiert, die seit kurzem in der ČSSR gelten. Am effektivsten erwies sich die Kopplung von DESPON mit BENZIIRIN – einer Substanz, die das Euter vor Krankheitserregern schützt.

Problem-Plakat

„Das Rauchen – ein gefährlicher Weg!", warnt dieses Plakat von A. Muntjan. Eine ganze Plakatgalerie wird jetzt im Pavillon der sowjetischen Presse auf der Moskauer Volkswirtschaftsausstellung gezeigt. Mehr als 300 Arbeiten sind dort vertreten. Die meisten von ihnen widmen sich sozialen Problemen. Der Besucherstrom in den ersten Tagen der Ausstellung bewies, wie anziehend die Plakatkunst noch immer ist.

Schrei nach Freiheit

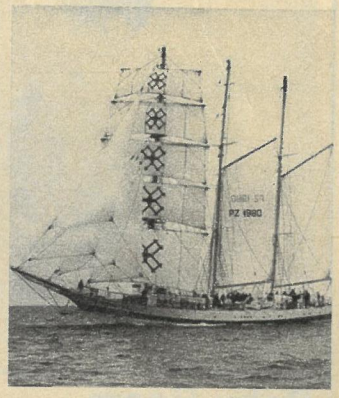
„Ich will wirken in dieser Zeit“, sagt der Brite Sir Richard Attenborough (Foto rechts), weltbekannter Darsteller und Filmregisseur, hierzulande bereits bekannt durch den mit acht Oscars ausgezeichneten „Gandhi“ und das große Broadway-Musical „A Chorus Line“. Sein neuestes Werk „Schrei nach Freiheit“ (Foto unten), das jetzt seine DDR-Premiere erlebte, entspricht diesem hohen Anspruch. Die Geschichte des Vertrauens zwischen Steve Biko und dem weißen Journalisten Donald Woods nutzt Attenborough als Grundthema für ein meisterhaftes Porträt des schwarzen Studentenführers. Die Zustände im Apartheidstaat Südafrika hat er damit zugleich so auf die Leinwand gebracht, daß sich ein Millionenpublikum in sie hineinversetzt fühlt – Gleichgültigkeit einem unmenschlichen System gegenüber läßt Attenborough keine Minute lang zu. „Ich bin stolz“, sagte Attenborough in einem Pressegespräch, „daß ‚Schrei nach Freiheit‘ besonders in Skandinavien und auch in Japan, wo es nicht so viele Kenntnisse des Problems Südafrika gibt, eine große Wirkung auf die öffentliche Meinung, aber auch auf die Haltung der Regierungen hatte. Nicht wenige haben ihr Verhältnis zu Südafrika geändert.“ Attenborough setzt sich aktiv für die Antiapartheidbewegung ein. „Ich stimme voll mit der Haltung der Regierung der DDR überein, die von Anfang an gegen Rassismus und Apartheid auftrat und für diese Position tätige Beweise lieferte. Die Haltung der britischen Regierung in dieser Sache, die gegen Sanktionen gegenüber Südafrika ist, ist nicht die

meine“, sagt der britische Lord. „Ich bin Regisseur und Schauspieler, kann daher keine wirklich angemessenen politischen Erklärungen abgeben, aber nach allem, was ich gesehen habe und was ich weiß, würde zum Beispiel die Freilassung Nelson Mandelas die Apartheid zwar nicht abschaffen, aber sie würde ein Gespräch zwischen weißen Südafrikanern und der eigentlichen schwarzen Führung in Gang bringen, um einen Modus des Vorgehens gegen die Apartheid zu ermöglichen.“ Zunächst jedoch hat Sir Richard selbst Gelegenheit genommen, sich über die Zustände in südafrikanischen Townships ins Bild zu setzen. „Während der Vorarbeiten zum Film war ich dort und habe das Leben der Schwarzen gesehen. In Gesprächen mit der Mutter und der Witwe Steve Bikos und ANC-Präsident Oliver Tambo habe ich als tiefstes Erlebnis deren Zuversicht gespürt, mit der sie für das gleichberechtigte Zusammenleben von Schwarzen und Weißen eintreten.“

Jürgen Geitner

Alles klar auf der „Pogoria“

Am 9. Mai – genau 44 Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkrieges – traf die polnische Barkentine „Pogoria“ programmgemäß nach großer Fahrt in Leningrad ein. An Bord jeweils zwanzig Jugendliche aus der VR Polen, der UdSSR und den USA sowie 16 polnische Ausbilder. Voraussetzung für die Teilnahme der polnischen Kursanten war neben sehr guten schulischen Leistungen die Absolvierung harter Prüfungen in Schiffahrtskunde. Von über 12 000 Anwärtern hatten lediglich hundert die vorangegangenen Examen bestanden. Aus dieser Zahl wurde dann die Besatzung ausgewählt. Der Segler begann seine Fahrt an der Westerplatte in Gdansk, wo 1939 die ersten Schüsse des



zweiten Weltkrieges fielen. Starttermin war der 1. September 1988. Der Kurs führte die mit den Flaggen der VR Polen und der UNO geschmückte Barkentine durch Ost- und Nordsee über die Kanarischen Inseln nach Rio de Janeiro und Buenos Aires. Anschließend ging es durch die Magellanstraße zum Pazifik, Callao in Peru war eine der Zwischenstationen. Durch den Panamakanal fuhr die „Pogoria“ dann nach Havanna und Miami. Von dort aus segelte die jugendliche Besatzung zu den Azoren und den britischen Inseln – schließlich dann zur Ostsee. Nach etwa der Hälfte der Reise – im argentinischen Hafen Ushanya in der Magellanstraße – wurden die jungen Leute ausgetauscht. Die Barkentine „Pogoria“ gehört zu der insgesamt sechs Einheiten zählenden Großsegelschiffsflotte der VR Polen. Das Flaggschiff dieser Armada ist mit 109 Meter Länge und einer Segelfläche von 2780 Quadratmetern das weltbekannte Vollschiff „Dar Mlodziezy“. Die „Pogoria“ ist 46 Meter lang und segelt mit einer tausend Quadratmeter großen Fläche.

Manfred Radloff

Kein Foto fürs Familienalbum

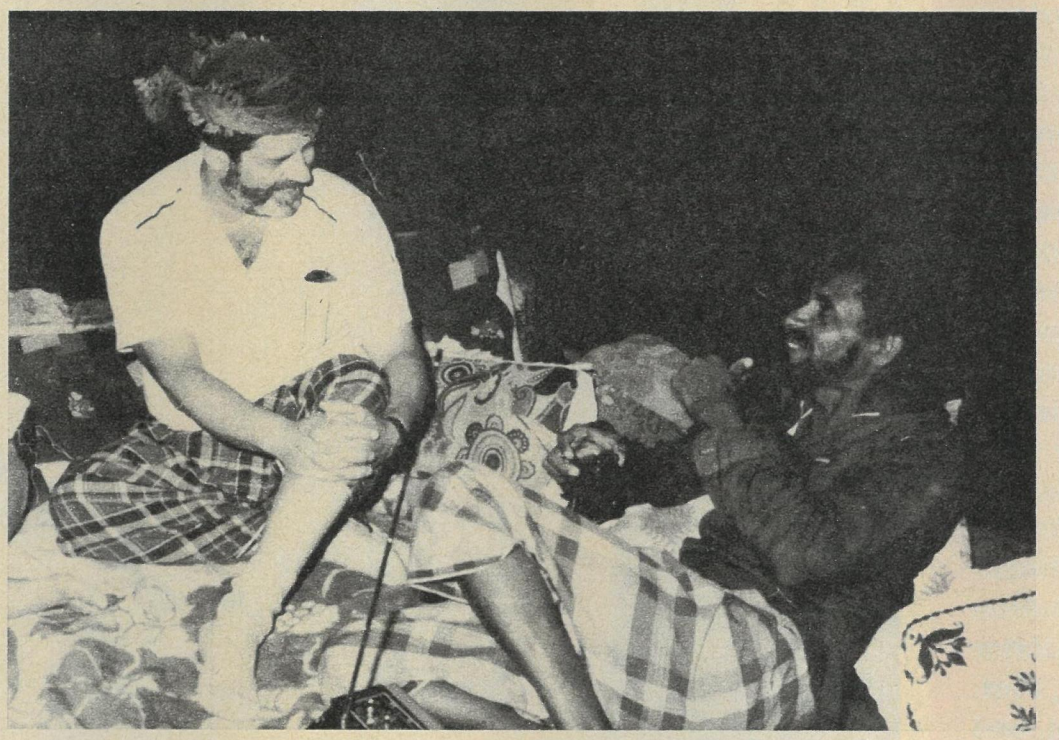
Friedland, BRD – Durchgangslager. Für Familie Diegel die erste Station als Aussiedler aus der UdSSR. Für Heimweh war noch keine Zeit, doch wohin wird die Reise gehen? Zunächst wahrscheinlich in eine der sogenannten Übergangswohnungen, vielleicht nach Espelkamp. Das Städtchen entstand nach dem zweiten Weltkrieg, und in diesem Ort vom Reißbrett heißen die Straßen Posener Weg oder Weichselgasse, „Sudetenstube“ oder „Neißer Eck“ die Kneipen. Zweite Station. Und dann? Von „Aussiedlerschwemme“ ist die Rede, und das klingt noch harmlos, liest man das „Russen raus!“ an den Häuserwänden. Lydia Wagner gehört zu denen, die diese Worte sogar ins Gesicht gesagt bekamen: beim Bäcker. Ein Reporter des „Sterns“ besuchte ihre Familie in Pforzheim, wohin die Wagners vor zwei Jahren aus Kasachstan kamen. Familie Wagner, so der Reporter, hatte Glück: Sie mußte sich das eine Zimmer im Wohnheim nur ein dreiviertel Jahr lang teilen. Dann fand sie eigene vier Wände im Stadtteil Haidach. Dort gibt es – siehe oben – nicht nur das Wohnungsproblem. Und nicht nur Kindergartenplätze und Schulräume fehlen. Auch die Arbeit reicht nicht für alle. Eugen Wagner ist noch immer auf Stellensuche. Der Autoschlosser mußte einsehen, daß er hier wohl zu alt ist. „Die Jahre sind zu hoch“, klagt der 60jährige. Dabei gelten Aussiedler als „leistungsmotiviert und flexibel“. Flexibilität läßt sich in diesem Fall getrost mit Anpassung übersetzen. Nach Auffassung maßgeblicher Vertreter von Politik und Wirtschaft der BRD eine hervorragende Voraussetzung, die Auswanderer „auf dem Arbeitsmarkt unterzubringen“. Wie das funktioniert, erfuhr der 35jährige Chemiker Viktor Wagner. Er hatte bereits nach wenigen Wochen Arbeit gefunden – als Gärtner. Nur selten werden Ausbildung und Diplome anerkannt. In ihren Heimatländern hochqualifizierte Fachkräfte müssen sich oft „auf einen sozialen Abstieg einstellen“. So Karin von Lüpke von der Nürnberger Bundesanstalt für Arbeit. Späte Heimkehr ins „gelobte Land“? Gelobt wird jenes Land von bundesdeutschen Politikern und Berufsvertriebenen in ihren Sonntagsreden, in denen die „Landsleute aus dem Osten“ einen Stammplatz haben. Kommen die dann, so ist das Willkommenslächeln gequält, Routine wie die tagtägliche Essenausgabe (Foto links). Inmitten dieser Kälte wirbt der „Bund der Vertriebenen“ für seine Schutzbefohlenen: „Die Ausgaben der Aussiedler sind ein warmer Regen für unsere Wirtschaft.“ Kein Trost für jene, die in der neuen „Heimat“ wie verlassen im Regen stehen.

Andreas Böttcher

Handel und „Harbin“

Der erste sowjetisch-chinesische Gemeinschaftsbetrieb ist die Gaststätte „Harbin“ in Chabarowsk. Seit Dezember 1988 hat sie geöffnet. In Wladiwostok lockt seit kurzem ein chinesischer Laden die Kundschaft an, ein sowjetischer auf der gegenüberliegenden Seite in Saifenhe. Das sind vielleicht nicht die wichtigsten Neuigkeiten aus dem fernöstlichen Grenzgebiet, aber die interessantesten für die dort lebenden Sowjetbürger und Chinesen. „Gib dich damit zufrieden, Gutes zu tun, und frage nicht danach, was deine guten Taten gezeitigt haben“, lautet eine alte Weisheit aus dem Reich der Mitte. Dennoch eine Bilanz des 1983 wiederaufgenommenen Grenzhandels zwischen der UdSSR und der VR China: Hatte er 1986 einen Umfang von rund 27 Millionen Rubel, so beläuft sich dieser inzwischen auf eine mehr als dreimal so große Summe. Dreieinhalb Prozent des sowjetisch-chinesischen Warenaustausches fallen mittlerweile auf den Grenzhandel in den fernöstlichen Regionen und Mittelasien. Die mittelasiatischen Republiken und das Autonome Gebiet der Uiguren Chinas tauschen seit 1986 Waren aus. Das Neuerrungene stellte man auf eine solide juristische Grundlage. Abkommen wurden geschlossen, Gesetze angenommen, und in diesem Jahr trifft sich erstmals die ständige Arbeitsgruppe für territoriale und grenznahe Zusammenarbeit. Hauptexportgüter der UdSSR nach China sind Mineraldünger, Fensterglas, Zement, Holz und PKW. China liefert vor allem Fleischkonserven, Sojabohnen, Obst und Textilien. Inzwischen wurde auch damit begonnen, chinesische Arbeitskräfte im Bauwesen, in der Landwirtschaft und in anderen Bereichen einzusetzen. Mittlerweile sind es über 750. Doch die Einbeziehung von Waren aus der örtlichen Produktion geht beispielsweise zu langsam vonstatten. Deshalb wird zur Zeit vor allem nach Möglichkeiten gesucht, die Produktionskooperation zwischen einzelnen Betrieben zu organisieren. Ein frischer Frühlingswind – so hört man an Ort und Stelle – weht im rauhen sowjetisch-chinesischen Grenzgebiet. Bereits die alten Chinesen wußten: „Die alten Wurzeln des Herbstes werden im Frühling wieder neues Leben schaffen.“

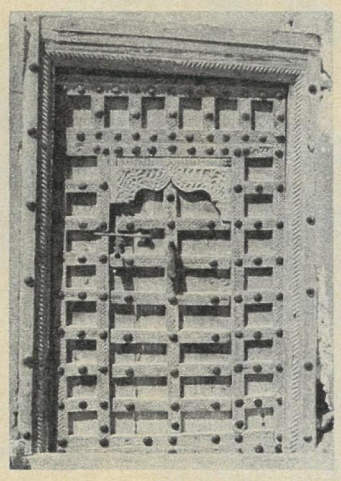
Boris Moskowski

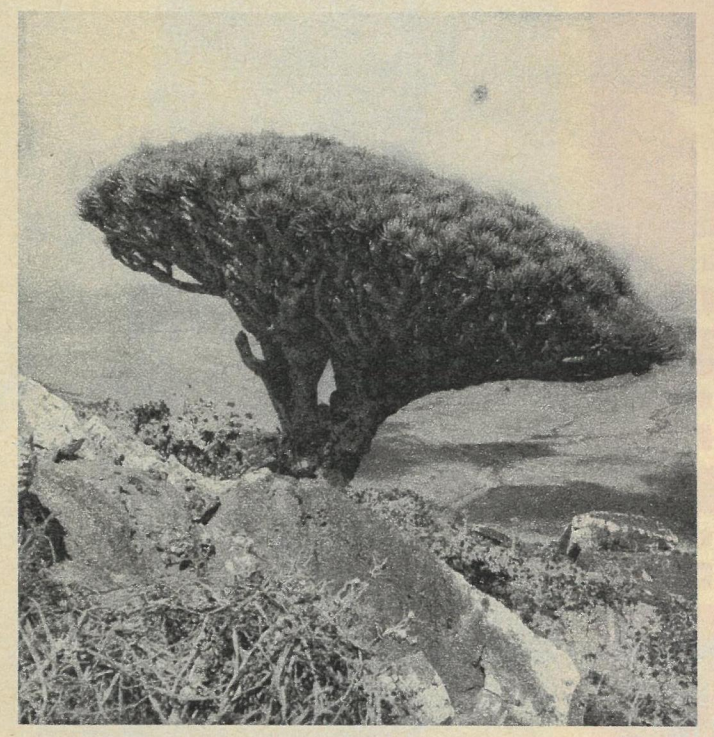


Kennen Sie Sokotra?

Antwort: Es handelt sich um eine weltverlorene Insel im Indischen Ozean, 1000 Kilometer entfernt vom Mutterland, der Volksdemokratischen Republik Jemen. Wenig von Fremden besucht, kaum erforscht, beherbergt das Eiland (etwa die Fläche des Bezirks Suhl) noch uralte Lebensformen der Hirten, Fischer und Handwerker, deren Vorfahren vor Jahrhunderten auf dem Seeweg einwanderten. Das Leipziger Museum für Völkerkunde zeigte bereits 1986 Teile der ethnographischen Kollektion, die Direktor Dr. Lothar Stein auf Sokotra zusammentrug. Vor kurzem kehrte Dozent Dr. Stein von einem zweiten Forschungsaufenthalt zurück. Durch Kauf, Tausch oder auch als Geschenke gelang es ihm, eine ganze Reihe seltener, ausgewählt schöner Objekte, Kleidung, Hausrat, Schmuck, Arbeitsgeräte, Musikinstrumente, Spielzeug, für das Museum zu erwerben. – Dr. Stein: „Zum Erfolg dieser Reise trug die Tatsache bei, daß ich von meiner Frau, Dr. Heidi Stein, begleitet wurde. Ihre Anwesenheit erwies sich als wahres ‚Sesam-Öffne-Dich‘. So hatte ich Zutritt zu den Behausungen von Höhlenbewohnern; wir gewannen Einblicke in das Familienleben, in Sitten und Gebräuche mit ihren starken Überresten des einst verbreiteten Matriarchats. Und: Wir hatten die Freude, daß Professor Dr. V. V. Naumkin, sowjetischer Arabist von Weltruf (Bild oben), sich uns zu mehreren Erkundungstouren anschloß.“ Zu den Sehenswürdigkeiten gehören sowohl handwerkliche Meisterstücke wie das geschnitzte Tor eines Wohnhauses in der Hauptstadt Hadibu (Mitte) als auch „lebende Fossilien“ wie der Drachenblutbaum, ein Liliengewächs aus den Zeiten der Saurier (Bild unten). Der Leipziger weltersten Ausstellung wird jetzt eine zweite folgen – als ein Abschnitt der Dauerausstellung „Orientalische Kulturen“. Groß ist das Interesse an Sokotra auch im Ausland. Für nächstes Jahr bereitet das Leipziger Museum eine komplette Ausstellung, ergänzt durch Übersichten zum Tier- und Pflanzenleben, vor. Diese Schau, die zunächst in Rostock gezeigt werden soll, tritt dann ihren Weg nach Kopenhagen, ins älteste ethnographische Museum Europas, an; es folgen Leningrad, Budapest und Warschau. – Dr. Stein: „Besonders freue ich mich darauf, unsere Schätze in Aden, der Hauptstadt der Volksdemokratischen Republik, zu zeigen. Da werden Jemens ‚Festländler‘ nicht schlecht staunen über die Talente der Insulaner, die oft noch als ‚Ostfriesen des Indiks‘ so ein bißchen über die Schulter angesehen werden.“

Johannes Rana





● Gut gesagt

Intuitionen und Gefühle sind brauchbar, aber ohne Verstand geht es nicht. Wie sonst soll die Wahrheit zu Worte kommen, ohne die wir auch nicht beim Zuschauer ankommen.

Inna Tschurikowa
Schauspielerin, UdSSR

● Am Rande

Der Export von 10 000 Paar Schuhen in einem halben Jahr ist eigentlich nichts Besonderes, wohl aber für die Schuhfabrik „Stadion“ im bulgarischen Gabrowo. Es handelt sich nämlich um Fußball- und Rugbyschuhe für Oxford in England. – Aus den Kinderschuh'n heraus!

● Persönliches

Die rumänische Pianistin CELLA DELAVRANCEA gab im Alter von 101 Jahren ein Konzert im Bukarester Rundfunk. Die international bekannte Interpretin, Komponistin und Schriftstellerin begann ihre Laufbahn bereits zu Beginn des Jahrhunderts.

Mit „Maestro“, wie man gewöhnlich große Musikgenies nennt, wird auch die sowjetische Sportlerin GALINA GOROCHOWA angeredet. Und zwar wegen ihrer erfolgreichen Fechterlaufbahn, die ihr drei olympische und zehn Weltmeister-Goldmedaillen einbrachte.

GYULA SZABO, 73jähriger Taxi-Besitzer im ungarischen Balatonföldvar, fährt seine Gäste in einem Oldtimer durch seine heimatliche Umgebung spazieren, den er sich selbst aus Teilen zweiundzwanzig verschiedener Autotypen zusammengebaut hat.

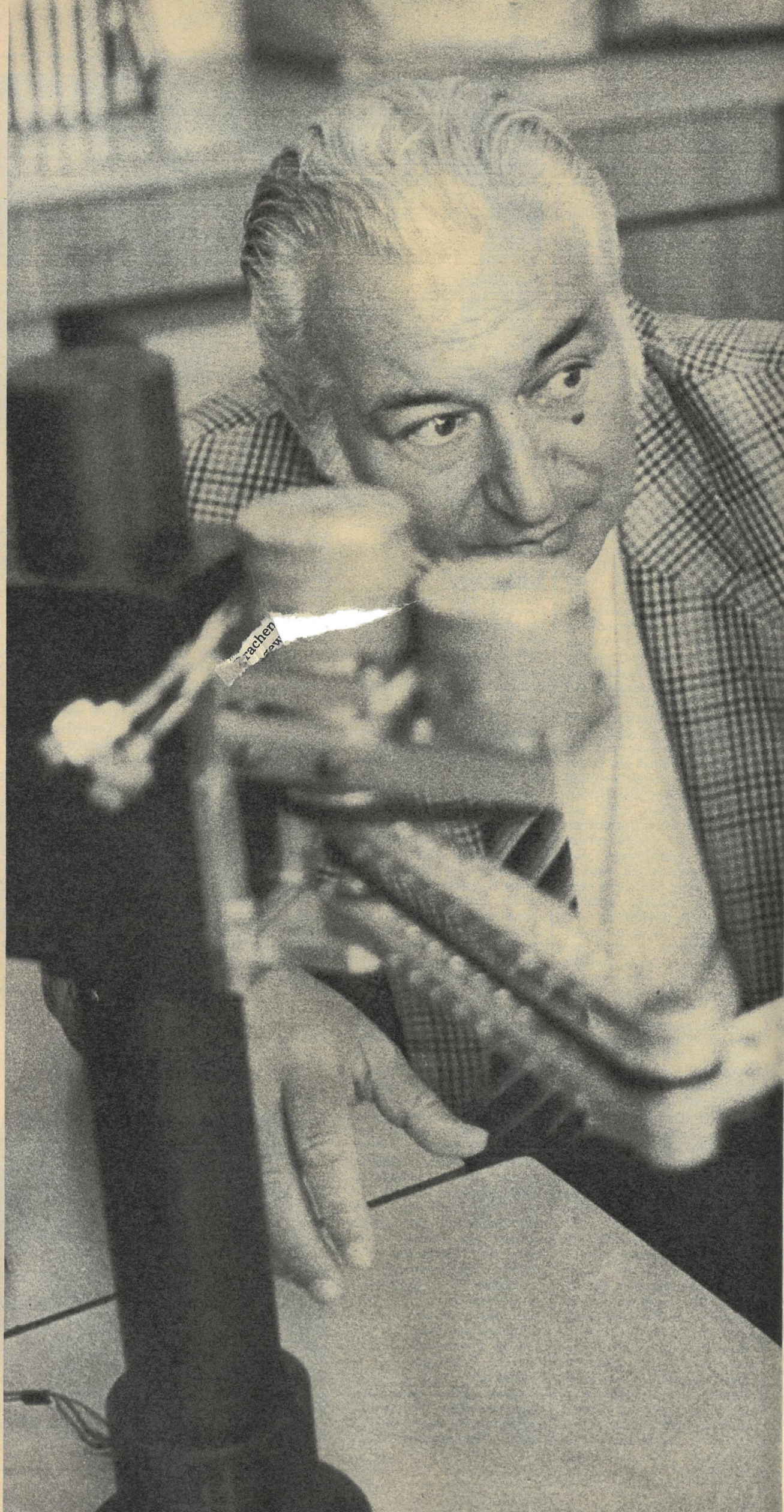
Seinen 103. Hochzeitstag feierte das Ehepaar DSHAFAROW aus dem aserbaidshanischen Gebirgsdorf Kelbadshar. Iljas Dshafarow wurde 1866 geboren und war der erste Vorsitzende des Dorfsowjets. Seine Frau ist Jahrgang 1869.

Redaktion: Andreas Böttcher; Fotos: H. Obuchoff, ADN-ZB/ČTK; ADN-ZB/VNA, ADN-ZB, W. Sosinowa/TASS, Progreß, U. Völkner, Interpress, Archiv (2), L. Stein (3) Vignette: D. Schüler

Zwei Männer, zwei Partner. Beide sind Wissenschaftler, und beide sprechen die Sprache des jeweils anderen. Sie leben und wirken reichlich 2000 Kilometer voneinander entfernt – Prof. Wladimir Ganowski in Sofia, Prof. Helmut Wurmus in Ilmenau. Eine gemeinsame Idee hat sie vor Jahren zusammengebracht; der sehende Roboter. Was daraus geworden ist, erzählt unsere Geschichte. An der Sofioter Technischen Hochschule „W. I. Lenin" erfuhren wir vom bulgarischen „Vater der Automatisierung", Prof. Ganowski (im Bild links), und seinen engsten Mitarbeitern viel Aufschlußreiches …

Über eine „diskrete" Sache

Ein Bericht
von Helmuth Pelzer (Text)
und Volker Hohlfeld (Bild)



Was kann ein Roboter? Er kann als Löschroboter für den Menschen sogar durchs Feuer gehen. Er ist, dem Menschen voraus, zu unserem 360 000 Kilometer entfernten Trabanten geflogen, hat dort Mondgestein erschürft, gesammelt und in den Rückkehr-Container verfrachtet. Ein Roboter schafft es, in Meerestiefen zu tauchen, die der Mensch niemals ungeschützt erreichen kann. Ein Kameraroboter hat es demonstriert, als er, 3800 Meter unter der Meeresoberfläche, ins Wrack der „Titanic“ eindrang und dort über 10 000 Fotonegative und mehrere Kilometer Videofilm belichtete. Sicher, das sind gewissermaßen Welt- bzw. Kosmos-Rekorde von Robotern!

Aber auch der „Alltags“-Roboter, diese geglückte Kombination aus gediegener Mechanik und leistungsfähiger Mikroelektronik, vollbringt allerhand. Roboter können gehen, steigen, klettern, greifen, tragen, bewegen, brennen, schweißen, löten; schleifen, entgraten und polieren; fräsen, drehen, bohren, nieten, stanzen und pressen; schneiden, nähen, kleben und lackieren; messen, prüfen… Allen diesen ihm vom Menschen gegebenen Fähig- und Fertigkeiten verdankt der Roboter seine Karriere.

Es ist buchstäblich eine Blitzkarriere. Allein in unserem Land vollbringen bereits über 90 000 Industrieroboter ihr vielbeachtetes, nützliches Werk. „Doch bisher tritt der Roboter vorwiegend als ‚Einzelkämpfer‘ auf. Dabei kann er ohne weiteres die Hälfte, auch das Doppelte mehr schaffen als ein Mensch. Er ermüdet nicht, gewährleistet bei der Erfüllung seines Auftrages gleichbleibende Qualität, erledigt obendrein seine Aufgaben unabhängig davon, ob es Tag- oder Nachtzeit ist; er braucht kein Verkehrsmittel, das ihn befördert, keine Kantine, die ihn versorgt; er hat keine Emotionen, kein Stimmungshoch oder -tief, was sich auf seine Leistungen auswirkt. Ein prima Kerl also!“ Der Mann, der das sagt, Prof. Dr. Wladimir Ganowski, ist Dekan der Fakultät für komplexe Automatisierung und Robotertechnik, Leiter der Lehrstühle „Automatisierung der diskreten Produktion“ sowie „Industriegestaltung“ der Sofioter Technischen Hochschule „W. I. Lenin“. Und so bildhaft wie zuvor, fügt er hinzu: „Wir können uns aber mit seiner Rolle als individueller ‚Champion‘ nicht mehr zufriedengeben. Denn wir wissen: Erst im Team entfalten solche ‚Spitzenkönner‘ ihr wirkliches Leistungsvermögen. In die Sprache der Technik gebracht, bedeutet das: aus der Vereinigung von Industrierobotern, Manipulatoren und robotisierten Modulen flexible automatisierte Fertigungssysteme und -komplexe zu entwikkeln und in der Industrie einzusetzen. Dann steigt die Produktivität auf das Fünf-, Sechs-, Siebenfache und mehr…“

Über eine „diskrete“ Sache

Prof. Ganowski war, damals noch Diplom-Ingenieur und Dozent, auch der Lehrstuhl-Gründer, 1970 als – in Bulgarien wie anderswo – die Begriffe „Roboter“ oder „Automatisierung“ weitaus eher nach Science-fiction klangen.

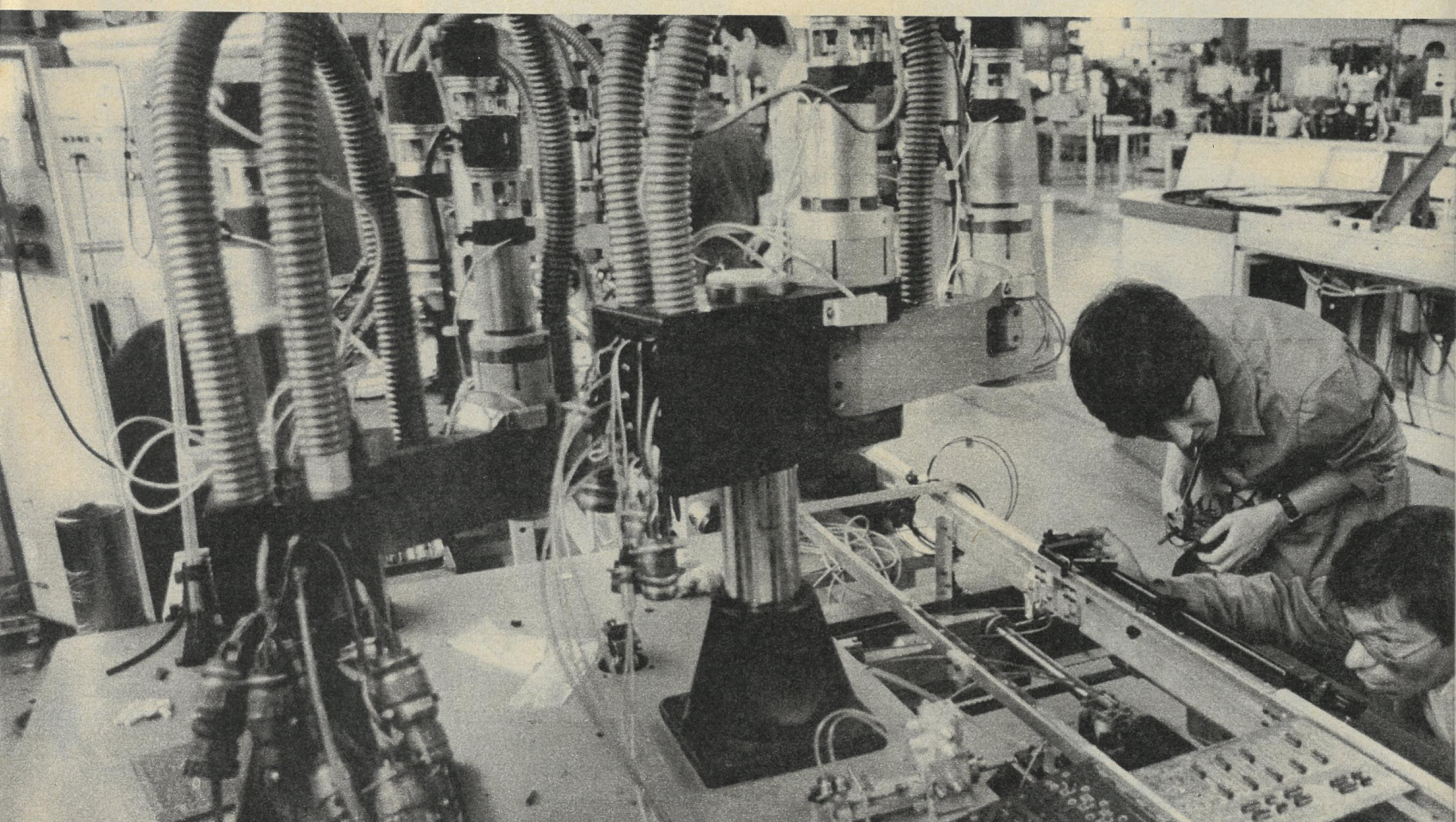
Das Adjektiv „diskret“ im Namen des Lehrstuhls läßt uns stutzen. Was Verschwiegenes, Geheimes gar? Wladimir Ganowski, ein Hüne von Statur und zupackend in der Rede, scheint die Frage geradezu erwartet zu haben. Seine Lippen umspielt ein Lächeln, als er mit pädagogischer Sanftheit in der Stimme sagt: „Nein, Sie müssen an die zweite Bedeutung von ‚diskret‘ denken. In der Physik wird damit etwas beschrieben, das von Gleichartigem getrennt ist. Für eine Produktion, die nicht dauernd fließt, sondern rhythmisch unterbrochen wird, ist deshalb ‚diskret‘ der exakteste Begriff. Er hat sich in der Fachwelt längst eingebürgert, auch international.“ Daß er, Ganowski, es war, der ihn in die Sprache der Automatisierung einführte, übergeht der Professor.

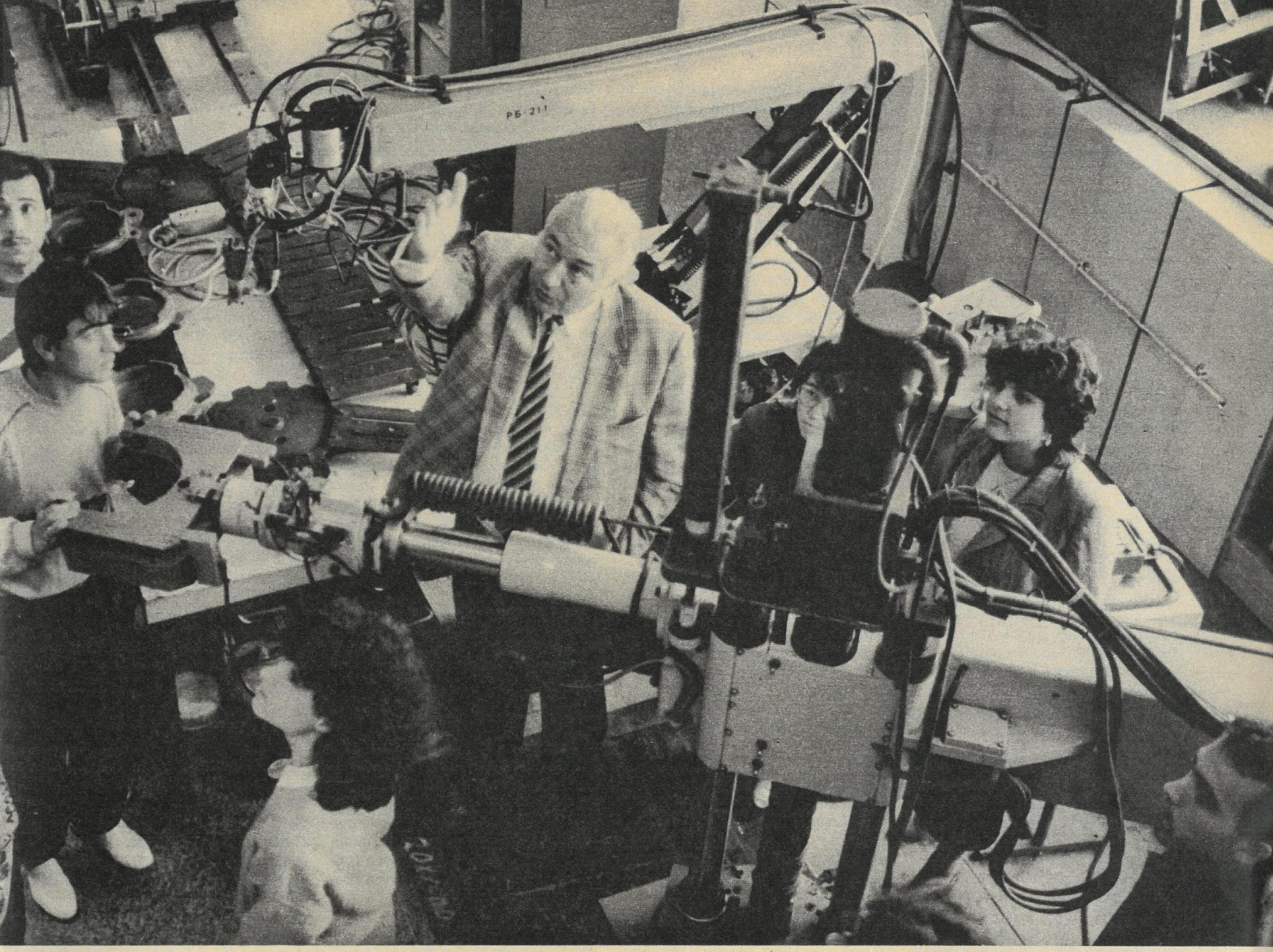
Ein Sofioter in Čapeks Fußstapfen

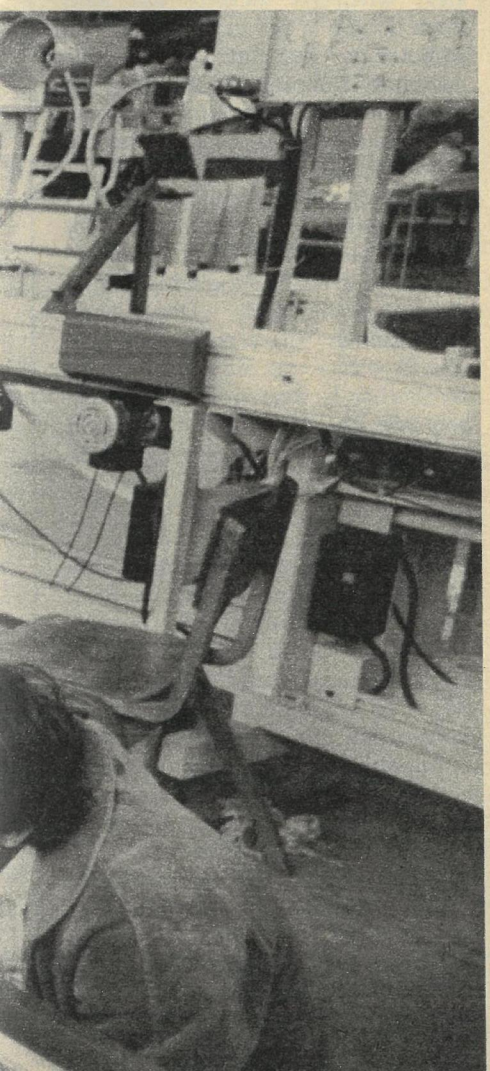
Dort, wo der Golem – die nach der Sage von Rabbi Löw zum Leben erweckte Tongestalt – das Licht der Welt erblickt hatte, in Prag, war drei Jahrhunderte später, 1920, und zunächst gleichfalls in der Phantasie, jene mechanisch bewegliche Puppe erschaffen worden, der ihr Schöpfer Karel Čapek den Namen „Roboter“ gab (nach altslw.: robot – Schwerarbeit). In Čapeks „RUR“-Stück agierte das Phantasiegebilde schließlich leibhaftig auf der Bühne. Zum Stammvater aller wirklichen Roboter avancierte dann „Televox“ – von R. J. Wenslay 1927 in Pittsburgh (USA) gebaut. Fünf Jahre danach wurde dem bulgarischen Ehepaar Ganowski der Sohn Wladimir geboren. Der Weg des Vaters bestimmte von Anbeginn den Lebenslauf des Sohnes. Dies war ein Weg vom linken Studenten zum „roten Professor“ – wie man Sawa Ganowski bis heute nennt –, vom Illegalen, KZ-Häftling und Partisan zum Diplomaten, Minister und Akademie-Vizepräsidenten und Parlamentspräsidenten. Hat es der Sohn dadurch leicht gehabt? Natürlich, bei den ersten Schritten ohne Frage: Aufnahme ins Gymnasium, bald nach dem Volkssieg vom 9. September ’44 und nach dem Abitur 1949 Delegierung zum Studium nach Moskau. Vater Ganowski, auch als marxistischer Philosoph geachtet, hatte Wladimirs Wahl des Studienfachs bewußt in jene Richtung gelenkt, die dem technisch veranlagten Jungen gleichermaßen Bewährungsmöglichkeiten wie Zukunftschancen versprach: zum Maschinenbau.

An solche Maschinenbauer von Rang wie die Professoren Balokin, Adsherkan, Sementschenko oder Gorodozki, die am Moskauer Stankoinstrumentalni Institut seine Lehrer gewesen sind, denkt Prof. Ganowski bis heute mit Verehrung. Und noch immer sind ihm Vaters Worte von einst im Ohr: „Bulgarien wird ein Land der Industrie sein. Doch wer industrialisieren will, braucht als erstes Maschinen und nochmals Maschinen…“ Der Sohn, stets nach der Elle des berühmten Vaters gemessen, mußte demzufolge für sich die „Latte“ hoch ansetzen. Und hat sie bewältigt: „Baschta na awtomatisaziata“ – „Vater der Automatisierung“ – nennen ihn nicht nur seine engsten Mitarbeiter. Einer von ihnen, Dozent Dr.-Ing. Ilia Bojadshiew, selbst Schöpfer mehrerer Automatisierungs-Moduln, sagt: „Wir alle sind Schüler von Professor Ganowski.“

Ilia Bojadshiew erinnert sich an die Zeit vor zwei Jahrzehnten: „Ich war damals Student an unserer Fakultät, und im vierten Studienjahr hörten wir wiederholt Lektionen über Automatisierung des Maschinenbaus. Mir gefiel, wie der Dozent, Wladimir Ganowski, das machte. Er war, wie man so sagt, mit Leib und Seele bei seiner Sache, sprach von Industrierobotern und Automatisierungssystemen, als würden sie bereits zu Hunderten in unseren Werken arbeiten. Dabei wußten wir nur zu gut: So wie wir hatte auch unser Lehrer bisher noch keine wirklichen Industrieroboter oder gar ein Automatisierungssystem vor Augen gehabt; von letzteren existierten 1968 erst ganze vier in der Welt. Aber gerade solche Haltung beflügelte uns. Ich hatte schließlich nur noch den Wunsch, das Thema Automatisierung in meiner Diplomarbeit zu behandeln, mit Dozent Ganowski als Betreuer. Er sagte ja…“







ROBOTER IM HÖRSAAL? Nein, denn jeder Hörsaal der TH Sofia erwiese sich längst als zu eng, um all den – übrigens nach wie vor funktionstüchtigen – Roboter-Studienobjekten Platz zu geben. Die mehr als 50 einstigen Prototypen füllen mittlerweile drei großräumige Studienkabinette aus. Unser Bild: Prof. Ganowski mit Studenten am „Ahnherrn" der heutigen PIRIN-Roboterfamilie, serienweise gefertigt im Kombinat „Beroe", Stara Sagora.

ROBOTER IM „TEAM"! Letzte Montage-Handgriffe für ein flexibles automatisiertes Fertigungssystem aus dem Kombinat KAM, Plowdiw. „Wir sind heute in der Lage, sie vom Vertragsabschluß bis zur Produktionsaufnahme in zwölf bis achtzehn Monaten zu realisieren", informiert KAM-Vizedirektor Delew. Robotisierte Module, zum System vereint, vervielfachen die Produktivität.

Wie eine Sache Kreise zog

Es wäre eine Geschichte für sich, wie Wladimir Ganowski sich mit Willensstärke und Hartnäckigkeit in die Mühen und Abenteuer stürzte, an der Fakultät einen völlig neuartigen Lehrstuhl ins Leben zu bringen. Mit dem Thema „Konstruktive und projektive Probleme bei der Herstellung einer automatischen Linie für die Bearbeitung von Zahnrädern" hatte er, 1954 in Moskau, sein Diplom erworben. Die Konzeption für den Lehrstuhl, die er 1968 auszuarbeiten begann, wurde zum Lehrstuhl-Programm. Die Resultate sind handfest und greifbar. Zum einen in Gestalt von mehr als 1000 bisher am Lehrstuhl ausgebildeten Automatisierungs-Spezialisten, über 400 postgradualen Absolventen gleicher Art (plus 4000 in Lehrgängen geschulten Fachleuten aus der Industrie) sowie rund 500 derzeit Studierenden. Letztere bedeuten einen jährlichen Kadernachschub von rund 100 Roboter- und Automatisierungs-Ingenieuren (Prof. Ganowski: „Die Anforderungen liegen noch um die Hälfte höher."). Zum anderen in Form serienmäßig produzierter Industrieroboter, Manipulatoren und Automatisierungs-Moduln, die in den neuentstandenen Kombinaten für Automatisierungsmittel „Beroe" (Stara Sagora) oder KAM (Plowdiw) unentwegt „vom Band" laufen. Sie werden entweder exportiert, vorzugsweise in die UdSSR, oder dienen eigenen Automatisierungsvorhaben.

„Momentan arbeiten wir an mehr als fünfzig Fertigungssystemen für Betriebe der Elektrik, Elektronik, des Gerätebaus und der Medizintechnik", informiert KAM-Vizedirektor Iwan Delew. „Unser Kombinat wurde 1983 gegründet", sagt er weiter, „zu ihm gehören rund 2000 Mitarbeiter in drei spezialisierten Werken sowie einem dazugehörenden Forschungsinstitut. Außerdem besteht bei uns das ‚Zentrum für komplexe Automatisierung'; Professor Ganowski ist dessen Vorsitzender. Ihm, der Fakultät und dem Lehrstuhl verdanken wir sehr viel."

Ein Roboter wird „seziert" ...

Allerdings sind wir dem Geschehen vorausgeeilt. Denn zunächst wird Wladimir Ganowski, kaum Lehrstuhl-Leiter geworden, noch 1970 zum Stellvertreter des Vorsitzenden des Komitees für Wissenschaft

Über eine „diskrete“ Sache

und Technik der VRB berufen. Er nimmt nur unter der Bedingung an, daß ihm auch weiterhin Zeit für seinen Lehrstuhl bleibt. „Damals, zur Plowdiwer Messe 1971, wurde von einer ausländischen Firma erstmals in Bulgarien ein Industrieroboter vorgestellt. Wir fanden das Geld und die Wege, ihn zu kaufen. Es gab aber auch Gegenstimmen, Unverständnis, zum Beispiel den Werkdirektor, der uns aufrechnete, was er für das schöne Geld an erstklassigen Werkzeugmaschinen hätte einkaufen können. ‚Was wollt ihr mit dem einen Roboter?‘ maulte er. ‚Du wirst es sehen‘, sagten wir ihm. Und alsbald führten wir unseren ersten bulgarischen Industrieroboter vor. Keineswegs eine Kopie, kein Patent war verletzt worden.“ Dieser Roboter wurde zum „Ahnherrn“ einer Vielzahl von Industrierobotern, Manipulatoren und Automatisierungs-Moduln, deren Prinziplösungen und Konstruktionen ihrerseits durch Patente geschützt sind. „Ja, gewiß“, räumt der Professor ein, „wir haben es zuerst so gemacht, wie es jeder in der Welt hält, der das Erzeugnis eines Konkurrenten kennenlernen möchte, haben den Roboter in alle Einzelteile zerlegt, uns seine Mechanik, seine Wirkungsweise angeschaut, uns daran für die eigenen Entwicklungsaufgaben trainiert.“ Jeder Prototyp seither, ob am Lehrstuhl oder von anderen geschaffen, bekomme, das sei ein Prinzip, am Ende seinen Platz in den Studienkabinetten. Prof. Ganowski: „Unsere Studenten werden somit vom ersten Tage an mit ‚lebendigen Modellen‘ konfrontiert.“

Es sind eigentlich zwei Geschichten, eng mit- und ineinander verwoben; VRB-Robotergeschichte die eine, Lebensgeschichte des bulgarischen Wissenschaftlers Ganowski die andere. Die erste verläuft geradliniger. Schon deshalb, weil der Automatisierungs-Enthusiast Ganowski, anstatt aus dem staatlichen Amt endlich zu seinem Lehrstuhl zurückkehren zu können, vorerst die Koffer zu packen hatte. Er mußte sein Land für vier Jahre als Botschafter in Österreich vertreten. „Eine sehr schöne, aber auch anstrengende Zeit“, sagt Wladimir Ganowski heute. „Wir haben davon am Lehrstuhl viel profitiert“, betont Ilia Bojadshiew. Anstrengend für den Botschafter war nicht nur der diplomatische Alltag auf der „politischen Drehscheibe“ Wien, sondern weil er sich obendrein noch in den Kopf gesetzt hatte, mittels Fernaspirantur den Doktorgrad der Technischen Wissenschaften zu erwerben. Profitabel für den Lehrstuhl, weil… na, weil ein Botschafter für die Daheimgebliebenen mancherlei zu tun vermag, beispielsweise: Einbeziehung des Lehrstuhls in ein UNIDO-Programm zur Automatisierung, Praktika, Studienreisen, Spezialaufträge für Lehrstuhl-Mitarbeiter. Kurz und gut – es hat die Sache ideell wie materiell stimuliert.

Thesen – und produktive Wirkungen

Über das Automatisierungsprogramm zu reden, es zu propagieren, zeigt sich Prof. Ganowski unermüdlich: bei Untersuchungen in Werken des Landes, auf internationalen Kongressen, Tagungen, Symposien, an ausländischen Hochschulen und Forschungsstätten. Und man spürt seine Zufriedenheit, wenn er davon erzählt, daß sein Katheder mittlerweile – ähnlich wie mit der TU Dresden, der TU Karl-Marx-Stadt und der TH Ilmenau – zum Beispiel in der UdSSR mit 18 Lehrstühlen an acht Hochschulen wissenschaftliche Kontakte bzw. partnerschaftliche Beziehungen unterhält.

Die „Philosophie“ ihres heutigen Lehrstuhl-Programms umreißt Prof. Ganowski mit wenigen Sätzen. Erstens: Die Automatisierung bringe den größten Produktivitätsschub, den es in der Industrie je gegeben hat. Sie sei einführbar in jedem Industriezweig, für jede Art von Produktion. Zweitens: Der Forschung, Lehre und Praxis müsse Einheitlichkeit zugrunde liegen; bei Methoden, Funktionen und Strukturen sowie hinsichtlich der technologischen Basis und technischen Mittel. Drittens: Die Absolventen des Lehrstuhls seien als breitprofilierte Spezialisten auszubilden, die in jedem beliebigen Industriezweig, jedem beliebigen Betrieb bei der Lösung von Automatisierungsaufgaben eingesetzt werden können (von der Projektierung, Konstruktion, Programmierung bis zur Technologie, Produktionslenkung, Kaderausbildung und dem Beherrschen der sozialen Aspekte). Viertens: Die Wissenschaft werde um so produktiver, je mehr sie ihre Führungsrolle bei der praktischen Verwirklichung der Automatisierung ausübt. Die Grundlage dafür bildeten feste Verträge mit der Industrie. Dazu gehörten die Schaffung von Prototypen oder unikalen Automatisierungsmitteln im eigenen Musterbau (der Sofioter Lehrstuhl verfügt über eine spezielle Produktionsstätte – H. P.). Fünftens: Die Kraft des Lehrstuhlkollektivs potenziere sich durch enges Zusammenwirken mit Partnern anderer Hochschulen und Forschungsstätten im Ausland, vor allem in RGW-Ländern. Als Summe aller Bemühungen durch nunmehr zwei Jahrzehnte zeige sich die Existenz zweier Kombinate für die Serienproduktion von Industrierobotern („Beroe“, Stara Sagora) und Automatisierungs-Moduln (KAM, Plowdiw). „Die Industrieroboter wirken gleich Vorreitern, die uns die Türen zu den Kombinaten und Betrieben öffnen. Nunmehr geht es darum, überall die ‚ganze Kavallerie‘ nachzuführen. Und zwar in Gestalt von flexiblen automatisierten Fertigungssystemen und -komplexen. Mit ihnen vollziehen wir einen Schritt zur rechnerintegrierten Produktion, zum automatisierten Betrieb.“

Ein erstes Beispiel solcher Komplexlösung ist seit kurzem in Bulgarien verwirklicht: im Elektro-Apparate-Kombinat Plowdiw. Elf flexible automatisierte Fertigungssysteme wurden vereint – für die Montage von vier verschiedenen Luftschalter-Typen und einer Produktion von vier bis fünf Millionen Stück pro Jahr. Wo vordem mehr als 350 Arbeitskräfte am Fließband montierten, überwachen heute pro Schicht 30 Bediener den Produktionsfluß der Montagehalle. Jedes einzelne System führt im Durchschnitt 15 verschiedene Operationen aus.

Den Roboter „sehend“ machen

Nimmt man alles in allem, dann ist zu verstehen, weshalb der Sofioter Lehrstuhl „Automatisierung der diskreten Produktion“ (ADP) bei in- wie ausländischen Experten als gute Adresse gilt. So haben im Verlauf der Jahre allein von der TU Dresden mehr als ein Dutzend Forschungsstudenten und Nachwuchswissenschaftler im partnerschaftlichen Austausch mehrmonatige Praktika bei Prof. Ganowski absolviert. „Wir empfangen – und wir entsenden; wir tauschen gegenseitig Erfahrungen aus, und wir arbeiten gemeinsam an neuen Lösungen“, sagt der Professor. Den Beweis dafür wird er sogleich antreten – übrigens: er nicht allein! Die Tür zum Arbeitszimmer geht auf. Ein Mann von mittelhohem Wuchs, schlank, eine lederne Aktentasche in der Hand, kommt herein. Prof. Ganowski, der mit dem Rücken zur Tür sitzt, aber durch die Stimme aufmerksam geworden ist, schnellt aus dem Sessel hoch, und die beiden Männer begrüßen sich herzlich (obwohl sie sich erst gestern – nach einem mehrtägigen Symposium am Schwarzen Meer – voneinander verabschiedet haben). Prof. Dr. Helmut Wurmus vom Wissenschaftsbereich Informationsgerätebau der TH Ilmenau und Prof. Ganowski sind gute alte Bekannte.

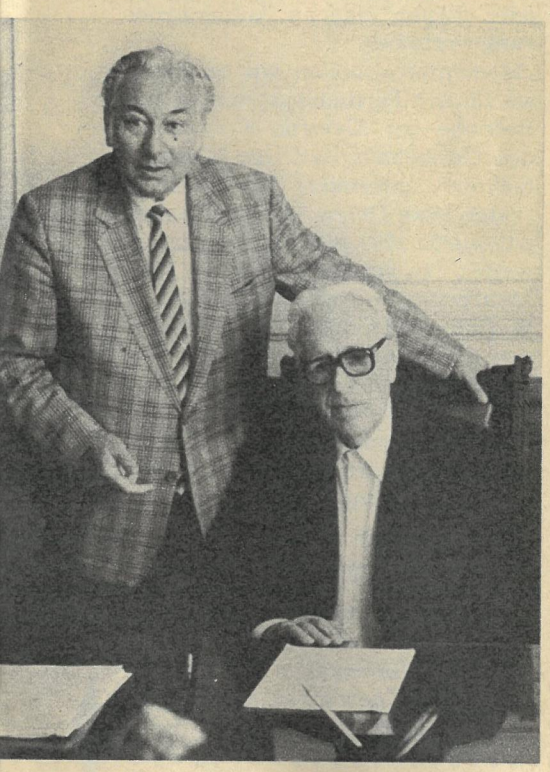
Erstmals sei er 1978 zu Prof. Ganowski gekommen, erzählt Prof. Wurmus. „Was ich damals sah und erfuhr, genügte mir, um einen raschen Entschluß zu fassen. Schon im darauffolgenden Jahr ermöglichten mir die Leitungen unserer beiden Hochschulen einen zehnmonatigen Studienaufenthalt in Sofia.“ Was dieser inzwischen engen und vertrauensvollen Partnerschaft entsprungen ist, das wird nächstens – auf den Messen von Plowdiw und Leipzig – als gemeinsames Exponat zu sehen sein: ein „sehender“ Roboter, made in VRB und DDR. Beide Partner konnten dafür Solides einbringen – Bulgarien die serienmäßig produzierten ADP-Module, die DDR das optoelektronische Steuerungssystem.

Prof. Ganowski: „Noch sind die Roboter gewissermaßen blind, taub und stumm. Künftig wird es einen gemeinsam entwickelten geben, der über eine Art Ersatzsinn verfügt, er kann sehen! Das ist ein erster, wichtiger Schritt auf dem noch langen Weg zum intelligenten Roboter der Zukunft. Die Zeit, daß ‚sehende‘ Roboter die flexiblen automatisierten Fertigungssysteme und -komplexe bereichern, ist damit um vieles nähergerückt…“

Der Erfolg sei der Bruder des Tüchtigen, meint der Volksmund. Gibt es für solche Erfolge ein Rezept? Prof. Ganowski zieht die buschigen Augenbrauen hoch. „Das Leben folgt keinen Rezepten. Im Gegenteil: Es würde uns für einen solchen Irrglauben bestrafen. Deshalb müssen wir im Denken und Handeln stets beweglich bleiben. Ein dialektischer Grundsatz, ihm können wir getrost folgen.“ Später, im Fahrstuhl, der uns vom 4. Stockwerk des Fakultätsgebäudes zum Erdgeschoß runterbringt, gibt uns Prof. Wurmus dann doch den „Schlüssel“ in die Hand, um die Erfolge Prof. Ganowskis und seiner Mitarbeiter zu verstehen: „Wladimir Ganowski hat ein waches Gespür für kommende Erfordernisse; den klaren Standpunkt, das energische Durchsetzungsvermögen, weiß sich die notwendigen Mittel zu verschaffen. Und weil er beständig nach geeigneten Verbündeten sucht, findet er sie auch…“

Also: doch ein Rezept!

Zwei Generationen Ganowski: der „rote Professor“ und sein Sohn, der „Vater der Automatisierung“



Ihre Heimat ist der Norden

Walfang – genehmigt nur für die Tschuktschen und die Eskimos

Im hohen Norden der Sowjetunion leben 26 Völker, nur drei zählen mehr als 20 000 Menschen, einige haben nicht mehr als 800 Angehörige. Die industrielle Erschließung hat für die Existenz dieser Nationalitäten Gefahren gebracht. Immer mehr Stimmen machen auf alarmierende Erscheinungen aufmerksam. In Vorbereitung des geplanten Nationalitätenplenums des ZK der KPdSU fand in der Redaktion der Zeitung „Sowjetskaja Rossija" ein Rundtischgespräch mit Persönlichkeiten aus dem hohen Norden statt:

Dr. S. Sokolowa, Historikerin: Wenn der Prozeß der industriellen Erschließung im gleichen Tempo weitergeht, wird sich die Frage „Sein oder Nichtsein" für die Völker des Nordens extrem zuspitzen. Und das bereits zu Beginn des nächsten Planjahrfünfts! Besonders die kleinen Völker sind es, die den Druck der wissenschaftlich-technischen und industriellen Erschließung des Nordens im höchsten Grade erfahren. Heute ist man dabei, eine Gesamtkonzeption für die Perspektive der ökonomischen, sozialen und kulturellen Entwicklung der Völker des Nordens zu erarbeiten. Wie kann man erreichen, daß die Hei-

Ihre Heimat ist der Norden

materde der Völker des Nordens nicht durch die Macht des wissenschaftlich-technischen Fortschritts zerstört wird? Eine bestimmte Anzahl von Maßnahmen wird vorgeschlagen, zum Beispiel: die Einrichtung von Nationalparks, von Schongebieten und biosphärischen Schutzzonen, das heißt von nach einem bestimmten Prinzip vereinten Territorien, in denen die Menschen des Nordens – von Natur aus Jäger, Rentierzüchter, Fischer – ihre traditionelle Lebensweise weiterführen können; die Vervollkommnung der Struktur autonomer Gebiete, Bezirke usw. sowie die Wiedereinführung des Status „nationaler Rayon", den es in der Vergangenheit gegeben hat, besonders an jenen Orten, an denen es keine nationalen Bezirke gibt; den örtlichen Sowjets weitreichende Rechte einzuräumen, damit sie über ihren Grund und Boden wirtschaftlich verfügen und auf das Leben des Territoriums Einfluß nehmen können.

Zwischenfrage: Bringt eine solche „Absonderung" nicht neue Probleme?

Dr. S. Sokolowa: Ich weiß, daß damit durchaus Probleme in den Beziehungen zwischen der einheimischen und zugezogenen Bevölkerung entstehen können, da bei uns nirgendwo „reine" Bevölkerung anzutreffen ist. Selbst nationale Siedlungen sind sehr selten. Also müssen wir hier überaus taktvoll vorgehen. Die Ethnographen sind davon überzeugt, daß die nationale Kultur so lange existiert, wie sich die traditionelle Wirtschaft entwickeln kann. Die Liquidierung der traditionellen Wirtschaft führt zum Erlöschen der nationalen Kulturen. Dafür haben wir genügend bittere Beispiele. So können wir beispielsweise die Probleme bei der Rentierzucht nicht lösen, indem wir alle Rentierzüchter seßhaft machen. Unserer Ansicht nach ist die Rentierzucht ohne Nomadenleben unmöglich.

W. Abolenzew, Justizminister der RSFSR: Es wäre nicht gerecht, würden wir sagen, daß man die Probleme der Völker des Nordens nicht zu lösen versucht hätte und daß immer nur alles falsch gemacht worden wäre. Es wurden Beschlüsse auf Landesebene gefaßt, danach auf Föderationsebene. Der Ministerrat der RSFSR hat sich in seinem Beschluß erneut dem Problem der komplexen Entwicklung des Nordens zugewandt. Und doch muß man offen zugeben, daß die unbedingt notwendigen Bedingungen für Leben und Tätigkeit der Völker des Nordens von uns heute nicht geschaffen wurden. Ich habe eine ganze Woche lang Siedlungen des Autonomen Bezirks der Chanten und Mansen bereist. So war ich beispielsweise in Taurow, 250 km von Surgut entfernt. Ein bedrückendes Bild. In der Siedlung leben 23 Familien, lediglich 103 Personen. Kein medizinischer Stützpunkt, keine Schule, in den Geschäften keine Industriewaren und Lebensmittel oder wenn überhaupt, dann in äußerst beschränktem Sortiment, Post und Zeitungen werden hier einmal im Monat angeliefert. Und die Häuser, in denen die Menschen leben? Alt und morsch, von Komfort keine Spur. In einer Hütte traf ich neun Pesonen auf 25 Quadratmetern an. So kann, so darf es nicht weitergehen. Wir kommen nicht umhin, die Naturschätze zu erschließen, doch wie können wir dabei die Interessen der einheimischen Bevölkerung umfassender berücksichtigen, ohne sie dabei ihrer traditionellen Lebensweise zu berauben? Vor allen Dingen müssen die entsprechenden Verwaltungen, wenn sie Erdöl- und Erdgaslagerstätten erschließen, die Siedlungen in entsprechender Weise mit Komfort versehen.

Zwischenfrage: Wie schätzen Sie als Jurist die Gesetze ein, die für die autonomen Bezirke gelten?

W. Abolenzew: Die Gesetze, die das Leben und den Alltag der autonomen Bezirke regeln, sind eindeutig veraltet, obwohl das Gesetz der RSFSR über die autonomen Bezirke erst vor relativ kurzer Zeit verabschiedet wurde – am 20. November 1980. Doch es ist sehr deklarativ und unkonkret. Daher muß jetzt an der Verabschiedung neuer Gesetze gearbeitet werden, die das Leben, die Lebensweise und die Tätigkeit aller autonomen nationalen Gebilde regeln. Sehr gut ist die Idee der Bildung von nationalen Rayons, nationalen Dorf- und Siedlungssowjets. Diese Maßnahme wird dazu beitragen, die sozialökonomischen Interessen der nationalen Minderheiten zu wahren.

Zwischenfrage: Die industrielle Erschließung und die Ökologie – in ihnen liegt der Schmerz des Nordens. Die Kettenfahrzeuge der Geologen und Erdölarbeiter zerstören die Weideflächen, die Tundra geht ein. Und niemand will die Verantwortung für diesen Raubbau übernehmen. Gibt es hier irgendeinen Rechtsweg?

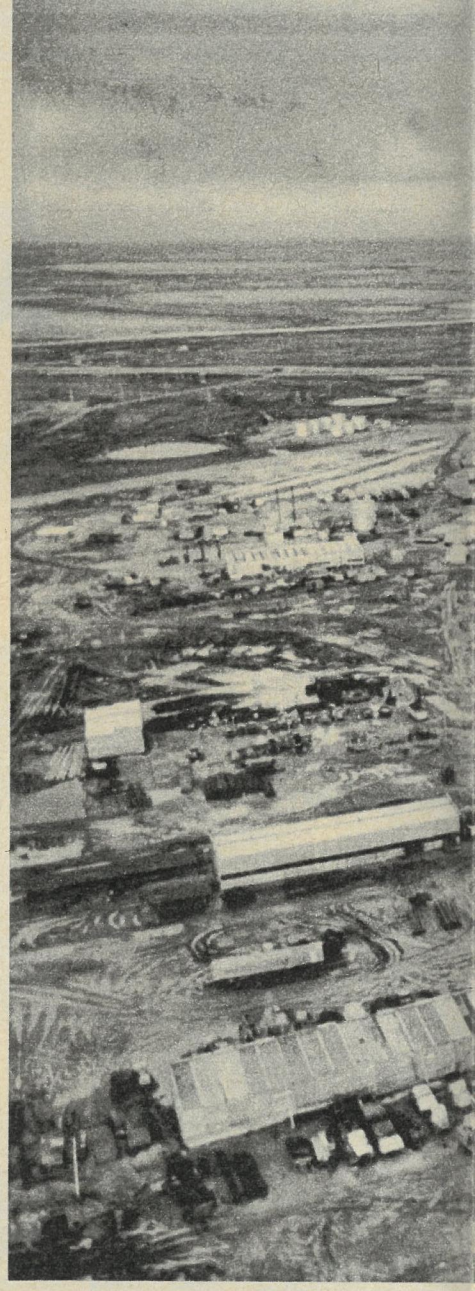
W. Abolenzew: Es gibt das Gesetz der Russischen Föderation für den Naturschutz, allerdings ist es änderungsbedürftig. Ein Gesetz der UdSSR für den Naturschutz ist unumgänglich. Als Teilnehmer der Arbeitsgruppe für die Vorbereitung des Entwurfs eines Allunionsgesetzes über die örtlichen Selbstverwaltungen und die örtliche Wirtschaft kann ich sagen, daß das Dokument bereits in der Formulierung begriffen, allerdings noch weit entfernt von der letzten Lesung ist. In ihm werden ebenfalls Fragen des Naturschutzes enthalten sein. Vorgesehen ist, allen örtlichen Sowjets beim Naturschutz weitgehende Rechte und Vollmachten zu geben.

G. Schadrin, Sowchos-Direktor: Man muß die Lösung der Ökologiefragen näher an die Basis heranbringen, das nationale Territorium muß entscheiden. Bei uns im Nishneudinsker Rayon des Irkutsker Gebiets jedoch wird der Wald nach einem Beschluß gefällt, der irgendwo oben auf Republiksebene gefaßt worden ist. Es sollte aber so sein, daß laut Gesetz ohne den örtlichen Sowjet nicht ein einziger Beschluß gefaßt werden darf, der die Naturschätze betrifft.

W. Abolenzew: Ein berechtigter Einwurf.

A. Uschakow, Vorsitzender des chantisch-mansischen Bezirksexekutivkomitees: Autonomie ist heute ein verschwommener Begriff. Die Dokumente, von denen wir uns in unserer täglichen Arbeit der Sowjets leiten lassen, sind in ihrem Inhalt im schlimmsten Wortsinn deklarativ. Allerdings muß ich sagen, daß die Perestroika den Sowjets praktisch unbegrenzte Möglichkeiten gegeben hat. Und mir ist unverständlich, daß hier soviel über die Rechtlosigkeit der Sowjetmacht an den einzelnen Orten geklagt wird. Das rührt meiner Meinung nach von der Scheu her, Verantwortung auf sich zu nehmen. Wir haben im Bezirk der Chanten und Mansen einen Komplex von Beschlüssen ausgearbeitet und gefaßt – zur Vergabe von Ländereien an Fischer und Jäger zur unbefristeten Nutzung. Das ist schon vor zwei Jahren geschehen. Bereits damals hatten wir Territorien, Flüsse, Seen, Weidegebiete vergeben. Und niemand verletzt die Gebote. Seien wir Realisten: Die örtlichen Sowjets haben nicht immer Mut genug, um vor den Behörden eine feste Position zu beziehen. In den letzten Beschlüssen zu Problemen der Völker des Nordens ist eine umfassende Aussiedlung, die obligatorische Überführung auf seßhafte Lebensweise und die Vergrößerung der Siedlungen enthalten. Aber das ist doch die Wurzel allen Übels! Ja, in einer Siedlung kann man Batterien, Heizung, Gas installieren, doch wo soll die Mehrheit der Leute jagen? Wir haben heute Häuser, ja ganze Straßen, in denen kein Chante oder Manse wohnen will, weil er dort leben möchte, wo es günstige Jagd- und Weidegebiete gibt.

R. Iljina, Parteisekretär: Der Hauptwiderspruch, mit dem wir uns hier beschäftigen – Natur und industrieller Prozeß – ist nicht gar so widersprüchlich, wenn man die Sache mit Achtung vor den Menschen, deren Heimat der Norden ist, betreibt. Bei heute zu fassenden Beschlüssen müssen



Erdölerschließung auf der Halbinsel

wir auf eine wichtige Frage antworten: Erdöl- und Erdgas bringen Gewinn, und was bringt die Rentierzucht ein? Was liefert die Fischerei? Solange der Norden eine billige Rohstoffbasis ist, solange werden wir nichts bei der Entwicklung traditioneller Wirtschaftszweige erreichen. Denn der Lebensstandard hängt von der Rentabilität der Produktion ab. Wir aber führen heute alles als Rohstoff aus, ohne an die Verarbeitung an Ort und Stelle zu denken und ohne uns um die Ablösung von Handarbeit durch Maschinenarbeit zu kümmern. Solange die Wirtschaft nicht rentabel ist und bevor die ökonomischen Hebel nicht durchdacht angewendet werden, wird sich das Leben des Volkes nicht bessern. Verzerrungen gibt es viele. Nehmen wir folgendes Beispiel: Der Koeffizient für den Nordzuschlag zum Verdienst beträgt bei allen Zugereisten 1,7, doch bei den Einheimischen 1,5. Warum? Die Lebensbedingungen der angestammten Bevölkerung sind doch viel schlechter als beispielsweise die der Geologen!

W. Sangi, niwchischer Schriftsteller: Unsere Strategie für die Zukunft ist die Wiederherstellung der Natur. Und das auf moderner Grundlage. Nehmen wir beispielsweise die Fischaufzuchtbetriebe. Zu ihnen müssen verarbeitende Betriebe gehören, damit der Rogen in die Aufzucht und das Fischfilet in die Konserven gehen kann. Eine Konservenfabrik kann das ganze Jahr über in Betrieb sein, da in den Flußmündungen viele Fischarten vorkommen. Meine Worte zielen dahin, daß man den Völkern des Nordens die Möglichkeit geben sollte, von dem Fang, den sie heute machen, maximalen Gewinn zu erlangen. Der Fisch darf nicht ausschließlich End-

Jamal inmitten der Tundra, nur ein Drittel der nördlichen Bevölkerung ist in traditioneller Wirtschaft tätig (Bild links).

produkt sein, das Ren soll nicht nur Fleisch, sondern auch Bekleidung liefern. Und die großen Meerestiere sind ebenfalls nicht nur Fleischlieferanten, sie geben auch Pelze, die auf dem Weltmarkt Tausende Dollar bringen. Wenn man alles in seiner Gesamtheit betrachtet, so denke ich, daß die komplexe Nutzung der Natur in den traditionellen Arten nicht nur bedeutend edler, sondern für unseren Staat und nicht nur für die Völker des Nordens auch erheblich nützlicher ist.

J. Jamru, Parteisekretär: Unser Rayon im Gebiet Tjumen gehört zu den wenigen Gebieten, die nicht durch den Angriff auf die Natur zerstört wurden und traditionell erhalten geblieben sind. Und nun sprechen wir heute hier mit Ihnen über die Naturschutzzonen, über Schongebiete usw. Dabei allein lösen Sie das Problem auch nicht. Ich bin ein Einheimischer, und ich behaupte – wenn wir nicht die Kaderfragen lösen, so erreichen wir gar nichts, und wenn wir alles zur Schutzzone erklären. Bei uns leben 43 Prozent Chanten, doch ich bin beinahe der einzige Vertreter der einheimischen Bevölkerung in den leitenden Organen. In den Wirtschaften und den Fischereibetrieben werden Sie nicht einen einzigen Einheimischen als leitenden Spezialisten finden. Im Apparat der Sowjets, im leitenden Bereich, sieht es genauso aus. Was bedeutet für einen Rayon ein Parteisekretär, der von außerhalb kommt, alle drei bis vier Jahre wechselt? Man muß die Meinung der Bevölkerung berücksichtigen, die im jeweiligen Territorium überwiegt. Ich entsinne mich nicht eines einzigen Ersten Sekretärs, der ein Einheimischer gewesen wäre. Er kann übrigens Russe sein oder Komi… Doch er muß ein Mensch sein, der unsere Sorgen tatsächlich versteht.

M. Jar, Stellvertretender Direktor eines Fischereibetriebes: Von mir selber kann ich sagen, daß ich mein Leben fischend und jagend in der Tundra verbracht habe. Seit dem vorigen Jahr bin ich seßhaft geworden. Ja, die Kader im Norden sind ein Problem, das mit viel Takt gelöst werden muß. Ich bin beispielsweise mein Leben lang auf verschiedene Arten von Protektion gestoßen. Praktisch hat man die Kader lange Jahre von oben nach unten ausgewählt und eingesetzt. So entstand auf diesem Wege eine wechselseitig abhängige Kette, derzufolge die Leiter auch in den Wirtschaften ihre eigenen Leute einsetzten. Bei uns im Norden leiden die Menschen, besonders die Einheimischen, sehr unter den Raffern, die hierher kommen, um sich die Taschen vollzustopfen und dann wieder zu gehen. – Für unsere einheimische Intelligenz ist leider soziale Passivität charakteristisch.

M. Kolpakow, Journalist: Die Kaderfrage ist kein nationales Problem, es ist ein Problem der Moral, ein Problem der Kompetenz. Der leicht verletzbare Norden, die Natur und die Menschen haben vor allen Dingen durch den Druck des administrativen Systems gelitten, das ein Moral- und Kompetenzdefizit hat. Ja, ich habe gesehen, daß viele hierher in den Norden kommen, um „schnelles Geld" zu machen.

W. Sangi, niwchischer Schriftsteller: Wir alle hier wissen sehr genau, daß, wenn die Sprache aus der Sphäre des Alltags-, Produktions- und Öffentlichkeitsgebrauchs genommen wird, keinerlei Lehrbücher, nicht einmal die modernsten und vollkommensten Lehrpläne die Sprache wiederaufleben lassen können. Daher denke ich, muß der Unterricht in der Muttersprache geführt werden. Wann zur russischen Sprache übergegangen werden soll, müssen die Wissenschaftler, die Akademiemitglieder sagen. Die Muttersprache jedoch, die Literatur des jeweiligen Volkes und seine Kultur müssen weiter in der Muttersprache gelehrt werden, bis in die höchste Schulklasse. Wohl kann man in der Stadt wunderschöne Heimatkundemuseen einrichten und die materielle Kultur zeigen. Doch die Leute, in deren Pässen geschrieben steht „Niwche", „Saame", „Nanaier", sie werden nicht mehr Träger dieser Kultur sein.

W. Abolenzew, Justizminister der RSFSR: In der Bibliothek in Kaschma haben wir ein einziges Buch in der Sprache der Mansen gefunden. Direktor der Internatsschule ist dort ein Genosse aus dem Nordkaukasus. Einen aus dem eigenen Volke hat man nicht gefunden. Auch Lehrer einheimischer Nationalität gibt es dort nicht.

N. Tichonowa, Lehrerin: Die Kondinsker Mansen haben ihre Sprache fast verloren. Es gibt sehr wenige, die noch so sprechen – etwa zwei Dutzend. Doch das Interesse am Nationalen – Sprache, Tanz, Folklore – wird, nach allem zu urteilen, wieder wach. Es ist allerdings sehr schwer, Lehrer zu bekommen, die der Sprache kundig sind. Aber bei der Jugend ist der Wunsch vorhanden, die Muttersprache zu erlernen. Man muß aktiver, zielgerichteter ausbilden – in Leningrad oder vielleicht etwas näher, hier in Sibirien. Viele Jahre lang haben wir die Schulen vernachlässigt. Mit den Dörfern sterben die Quellen des Nationalen aus.

A. Uschakow, Vorsitzender des chantisch-mansischen Exekutivkomitees: Die Sprache ist ein großes Problem. Bei uns im Autonomen Bezirk der Chanten und Mansen wird in 23 bis 30 nationalen Schulen bereits wieder die Muttersprache gelehrt. Ab kommendem Schuljahr wird das überall so sein. Wir haben von der alten Struktur Abstand genommen, sind zu kleinen, nicht kompletten Schulen übergegangen, bauen sie in Berechnung auf fünf bis sechs Schüler pro Klasse. Wir gedenken, schon wenn 30 bis 40 Kinder da sind, eine Mittelschule zu eröffnen. Heute sind wir ökonomisch stark genug, um es uns erlauben zu können, für die Völker des Nordens Schulen für dreißig Schüler einzurichten und auch Lehrer nach den vorhandenen Normativen und nicht etwa einen pro dreißig Kinder einzusetzen.

Zwischenfrage: Wie soll denn die Frage, ob in der Muttersprache unterrichtet oder ob die Muttersprache als Unterrichtsfach gelehrt werden soll, richtigerweise entschieden werden? Hier haben wir unterschiedliche Vorschläge gehört.

S. Irikow, Lehrer: Ich meine, man sollte die Muttersprache als Fach lehren. Von der ersten bis zur vierten Klasse. Zum heutigen Zeitpunkt in allen Fächern in der Muttersprache unterrichten zu wollen ist irreal, wir können es nicht.

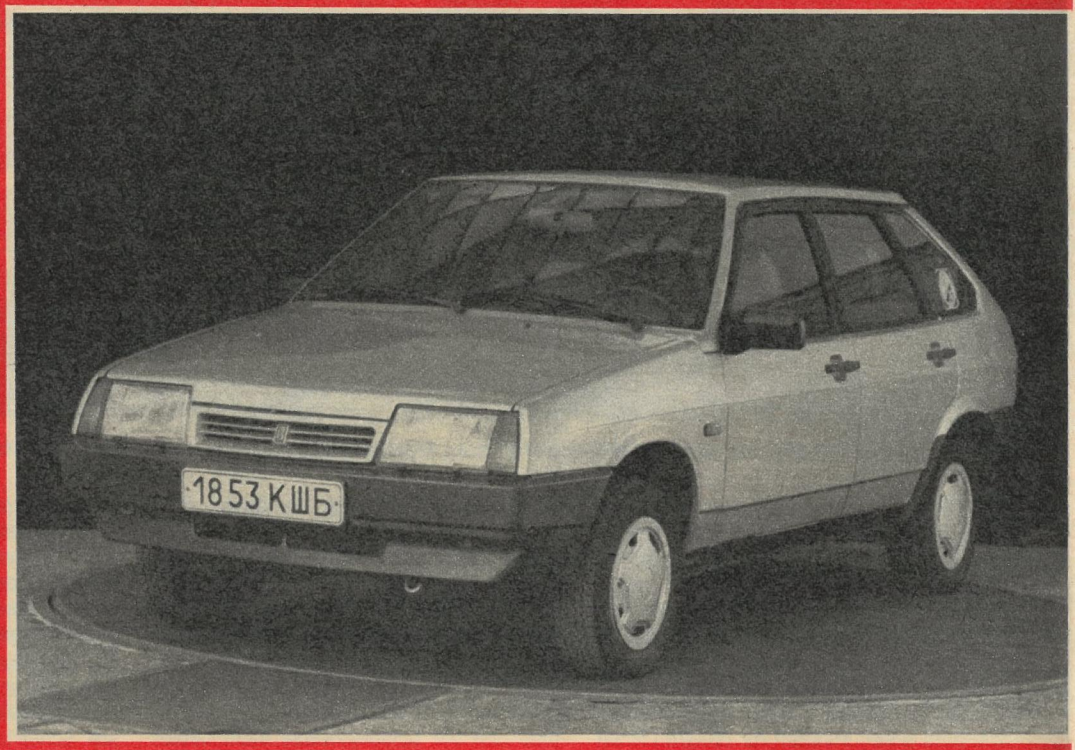
J. Jamru, Parteisekretär: Wenn der Mensch real denkt und nicht den Boden unter den Füßen verloren hat, muß man zugeben, daß wir gegenwärtig im wesentlichen nicht in der Lage sind, in den Schulen den Fachunterricht in der Muttersprache abzuhalten: Es gibt dafür keine materielle Basis und keine Kader.

Dr. Tsch. Taksami, Historiker: Wir tun dauernd „alles für die Völker des Nordens", nur eines tun wir nicht – die Völker selbst zu fragen! Wir entscheiden für sie in Moskau und Leningrad. In den vergangenen Jahren haben sich die Nordländer übrigens sozial geändert: ein Drittel – Intelligenz, ein Drittel – Arbeiter, und nur ein Drittel ist weiterhin mit traditionellen Wirtschaftsformen beschäftigt. Ich denke, daß unsere Aufgabe heute ist, den nördlichen Völkern zu helfen, ihre potentiellen Möglichkeiten zu nutzen. Wir müssen ihnen helfen, leitende Persönlichkeiten zu finden, gesellschaftliche Räte zu bilden. Und, ich denke, das Wichtigste ist: Man muß die schöpferischen Kräfte zusammenschließen, ein „Gehirnzentrum" zu Problemen des Nordens schaffen. Darin muß man die Nordforscher unter den Wissenschaftlern einbeziehen.

Wenn die Völker des Nordens schweigen, so heißt das nicht, daß sie nichts zu sagen haben. Der Nationalcharakter des Nordländers ist so, daß er eben nicht laut wird und daß er nicht mit den Türen knallt. Doch er ist empfindsam, hat eine leicht verletzbare Seele. Dabei haben viele Nordvölker ein eigenes Programm für ihre Wiedergeburt. Haben wir sie angehört? Nein. Wir sollten es aber tun. Und alle Lösungen, alle Programme müssen vor Ort erörtert werden, bevor ihnen grünes Licht gegeben wird. Ich weiß nicht, ob die Kader alles entscheiden. Doch ihr eigenes Schicksal, den Weg ihres eigenen Volkes in die Zukunft müssen sie heute auf breitester demokratischer Grundlage lösen. Ich habe gehört, daß Konzeptionen ausgearbeitet werden, daß die sibirischen Wissenschaftler eine Reihe von Vorschlägen eingebracht haben – es wäre gut, sie zu veröffentlichen und sie von denen erörtern zu lassen, deren Leben durch sie bestimmt werden soll.

Gekürzte Übersetzung aus dem Russischen: Gertraud Ettrich, Fotos: Detlev Steinberg (2), Volkmar Billeb

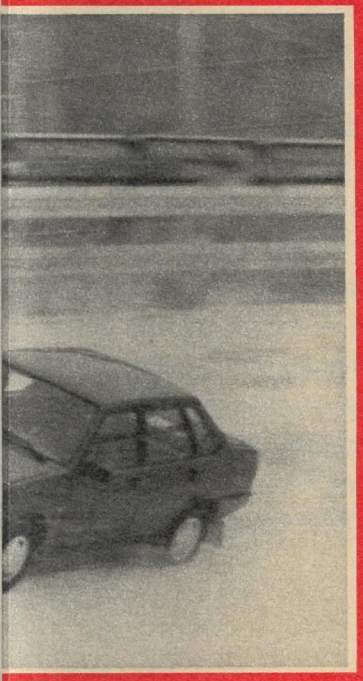
LADA heute und morgen



Ein Kleiner aus Luzk

Aus Luzk (Ukrainische SSR) kommen gewöhnlich geländegängige Kleintransporter. Diesen LuAS-Autos begegnet man häufig im Straßenbild ländlicher Gebiete der Sowjetunion. Auch in der Armee sind sie, z. B. mit Aufbau als Sanitätsfahrzeug, im Einsatz. Das neueste Modell mit der Typenbezeichnung LuAS-13021 (unten) bewältigt mit Anhänger Nutzlasten bis 750 kg. Das ist schon was für einen Datschenbesitzer! Aber das LuAS-Werk denkt noch darüber hinaus an „kleine Leute“: Mit dem LuAS-1301 (rechts unten) stellt es – auf Basis des bisherigen Nutzfahrzeugs – diesen geländetüchtigen Kleinwagen vor. Dessen wassergekühlter Motor treibt das recht hochbeinige Wägelchen mit 36,8 kW/50 PS durch dick und dünn. Der Antrieb hat erste Bewährungsproben bereits im neuen SAPOROSHEZ-Modell SAS 1102 bestanden; seine vier Zylinder (1093 cm³) bringen diesen populären, längst noch nicht in gewünschter Stückzahl produzierten PKW auf eine Höchstgeschwindigkeit von 135 km/h.

Below



Fit in die Saison

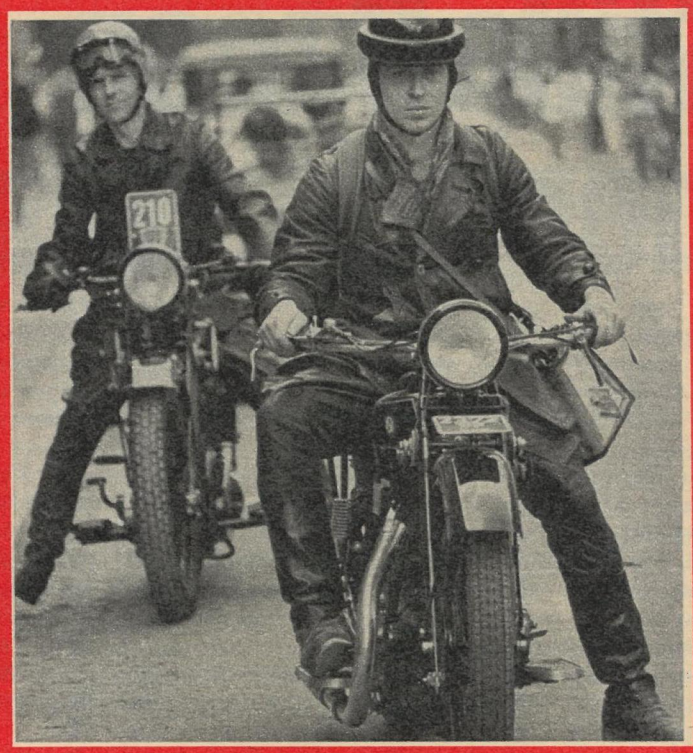
Wenn der „Hirsch“ nach der Winterpause wieder flottgemacht wird, darf die optische Freude nicht im Vordergrund stehen (Foto: 11. Geraer Veteranen-Rallye). Putzen und Lackausbessern sind natürlich wichtig. Aber nicht nur zu Saisonbeginn geht es um technischen Bestzustand unserer Zweiradfahrzeuge. Ein „Problemkatalog“ hilft. Haben die Räder Schlag? Tragen die Reifen ausreichend Profil (mindestens 3 mm)? Ist das Profil einseitig abgefahren, oder sind gar „Glatzköpfe“ vorhanden, Seitenwände oder Felgen beschädigt? Sind Lager und Gelenke in Ordnung, Motor, Getriebe und Teleskopdämpfer dicht, Gummiteile rissig geworden? Ist die Auspuffanlage stabil? Sind alle Schrauben und Muttern fest? Hat die Antriebskette die richtige Spannung? Stimmt die Einstellung der Bowdenzüge (Bremsen, Kupplung)? Sind Brems- und Kupplungsbeläge ohne Makel? Sind Kabel angescheuert? Alle Glühlampen, Reflektoren, Lampen, Schalterstellungen einwandfrei? Stimmen Säurestand und Ladezustand der Batterie? Das sind nur einige Fragen, die man sich stellen sollte. Zum Saisonstart gehört auch die Kenntnis der Rechtslage (§ 8 StVO!). Dann darf man sich – mit Vor- und Rücksicht – wieder in die Straßenlage bringen. *k.-m.*

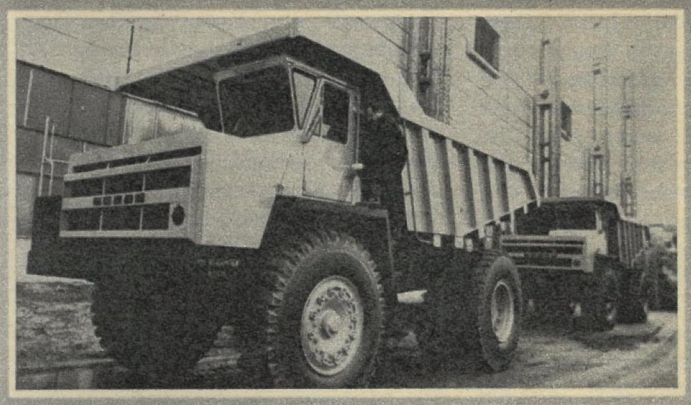
MULTICAR von der Newa

Leningrad-Besucher staunen nicht wenig, dort einen IFA-MULTICAR arbeiten zu sehen, den sie in dieser Form nicht kennen. Sein Bediener steuert das wendige Fahrzeug durch Straßen und Parks, hält kurz an Abfallbehältern, senkt den „Rüssel“ hinein – und schon ist der Papierkorb leer. Auf der diesjährigen Frühjahrsmesse konnte dieser MULTICAR mit sowjetischem Spezialaufbau (oben) in Augenschein genommen werden. Das Besondere an seiner – schmutzige und schwere körperliche Arbeit erleichternden – Vorrichtung ist, daß sie die Abfallbehälter leer saugt und gleichzeitig mit Schabemesser und rotierender Bürste, die während der Weiterfahrt desinfiziert werden, für eine gründliche Säuberung sorgt. Der Fahrer erledigt ohne aussteigen zu müssen das Pensum von zehn handarbeitenden Beschäftigten. In einem Müllsammelbehälter verdichtet eine Schnecke das Konglomerat. Alle Antriebe funktionieren motorhydraulisch, gespeist von einer Hochdruckpumpe am Wechselgetriebe. In einer Stunde werden etwa 40 Behälter geleert und geputzt. Leningrader Kommunalwirtschaftler errechneten einen jährlichen Nutzeffekt von 20 000 Rubel je umgerüsteten MULTICAR.

SHK

Kfz-Produzenten dosieren Zukunfts-Informationen vorsichtig. Ende April flatterten diese Fotos aus dem LADA-Werk (WAS) auf unseren Tisch. Knapper Text dazu: „Wie sind die Autos der nächsten Zukunft von WAS? Die Antwort wird gegenwärtig in den Laboratorien und im wissenschaftlich-technischen Zentrum gegeben. Das achte Modell der SHIGULI-Reihe wird vervollkommnet. Der WAS – 21093 (links) bekam durchgehende Vorderkotflügel, eine neue Motorhaube.“ Mit dem Kühlergrill wurde gestalterisch gespielt. Die beigefügten Bilder (ganz links: neue Anzeigetafel, oben: Testkurs) haben bei näherem Hinsehen beträchtlichen Neuigkeitswert: Da sieht man ihn, den in „mobile“ Heft 6/89 gemeldeten SAMARA mit Stufenheck (der hintere Wagen). *Medwedjew*





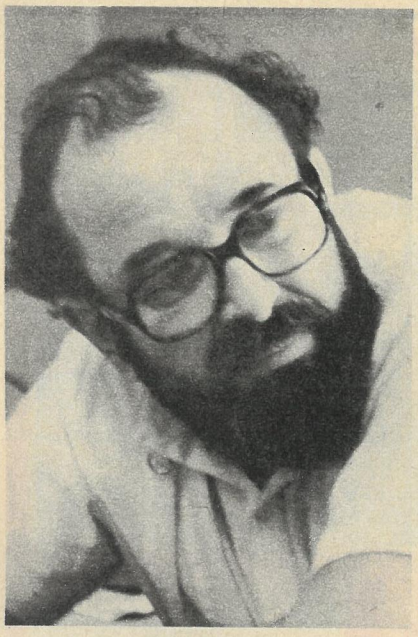
Elefanten nach USA

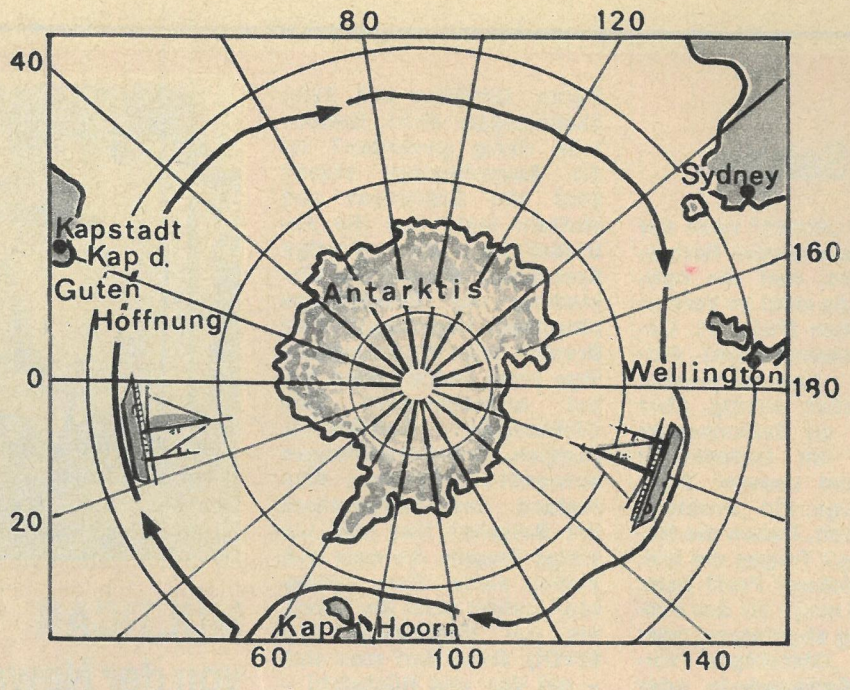
Die US-amerikanische Firma „Global Technology Group“ bestellte beim Belorussischen Autowerk 25 schwere Kipper. Die in Tagebauen und auf Baustellen mit außergewöhnlich umfangreichen Erdtransporten bewährten BELAS-Riesen – in diesem Fall vom Typ 7523 mit 42 Tonnen Tragfähigkeit – wurden im Leningrader Hafen nach Los Angeles abgefertigt. Die Produktion des Werkes in Shodino umfaßt gegenwärtig Gigantomobile mit einer Tragfähigkeit zwischen 30 und 180 Tonnen. Im Versuchsbetrieb befindet sich ein 250-Tonnen-Schwerlaster! *Alesch*

Schlaf-Störung

Schläfrigkeit hinterm Lenkrad beugt die Erfindung „Anti-Son“ (Anti-Schlaf) aus dem Werk „Biophyspribor“ Lwow, Ukrainische SSR, vor. Batteriegespeist kühlt der Stirnreif auf thermoelektrische Weise den Kopf und soll ihn so wachhalten.

Fotos: TASS/Medwedjew (3), Below (2),/Aleschkewitsch, Krischtul; S. H. Karbaum (2), ADN-ZB/Kasper
Redaktion: Klaus Hurrelmann





Ein Mann allein auf der Jacht, allein mit dem Ozean: Dontscho Papasow, der bulgarische Seefahrer, umsegelte mit der Jacht „Tivia" in der Rekordzeit von 164 Tagen die Erde. Segelte 18 000 Seemeilen nonstop durch drei Ozeane – in den wilden, rauhen und tückischen Seeregionen der Südbreiten – vorbei am Kap der Guten Hoffnung (Afrika), Kap Leeuwin (Australien) und Kap Hoorn (Amerika). FREIE WELT druckt einen ersten Bericht Dontscho Papasows nach der Reise.

Der Stille Ozean war der wütendste

Warum ich die sogenannte Route impossibile, den unmöglichen Weg, gewählt habe? Weil er der schwerste ist und weil ihn vor mir noch kein Einhandsegler nonstop befahren hatte. Diese Route verläuft ausnahmslos südlich des 40. Breitengrades der Südhalbkugel unserer Erde, und ich hielt mich strikt an mein Vorhaben, nirgendwo unterwegs anzulegen und immer zwischen dem 40. und 60. Grad zu bleiben. Diese Breiten sind dafür bekannt, daß dort die stärksten Winde wehen – an über zehn Tagen im Monat toben Stürme und Orkane – und sich die riesigsten Wogen auftürmen. Sie entwickeln sich aus der großen Westdrift, dem ewig westöstlichen Wellengang. Nichts kann die Welle aufhalten; sie wird immer größer und größer. Wenn die Südwestwellen mit den Nordwestwellen aufeinandertreffen, brechen die gewaltigen Wassermassen wie Erdschichten. Die Wogen erreichen Höhen bis zu 32 Metern. Ich erlebte 25 Meter hohe Wogenberge, so zumindest schätzte ich sie nach meinen Erfahrungswerten ein, denn ich verfügte über kein spezielles Meßgerät an Bord.

Genau dort, wo die Meeresströmungen sich vereinen, befindet sich auch die Region der Eisberge. Zwar bin ich Eisbergen nicht begegnet, doch es ist ein unheimliches Gefühl, sie gespenstisch in der Nähe zu wissen und sich vorzustellen, was bei einem Zusammenstoß geschehen kann.

Worin unterscheidet sich der „unmögliche Weg" von den anderen Weltumseglungs-Routen? Zum Beispiel von den Reisen solch berühmter Segler wie der Engländer Sir Francis Chichester oder Robin Knox Johnston? Sie starteten in Europa, passierten das Kap der Guten Hoffnung, wobei mehr als die Hälfte ihres Weges außerhalb des 40. Breitengrades lag; sie segelten an Kap Hoorn sowie Südamerika vorbei – und kehrten heim.

Es gibt ein Phänomen beim Segeln um den Erdball: Je weiter man nach Süden vordringt und sich dem Pol nähert, desto kürzer wird die Route, die man im Kreis befährt. Allerdings werden die Bedingungen zugleich erheblich schwerer. Es gibt, wie gesagt, Eisberge; die Stürme werden häufiger und die Wellen höher. Daher wählt jeder, der zur Weltumseglung aufbricht, seine Route nach der eigenen physischen und psychischen Verfassung. Ist man davon überzeugt, daß man mit wenig Schlaf auskommen, ständig Wache halten und das dauernde Risiko des Zusammenstoßes mit einem Eisberg eingehen kann, so begibt man sich weiter nach Süden und segelt schneller.

Als erster Seefahrer hatte der Argentinier Vito Dumas die Route impossibile gewählt und somit den Weg zur Weltumseglung verkürzt – mit dreimaligem Halt unterwegs und in vier Etappen, wobei jedoch auch er die meiste Zeit außerhalb der „Roaring Forties", der „Brüllenden Vierziger", gesegelt war. Seine Weltumseglung, für die er 374 Tage brauchte, hat stets als die größte gegolten, und obwohl ich Vito Dumas nicht direkt kennenlernte, ist er immer mein Lehrer gewesen. (Bis zur Reise Papasows auf der „Tivia" ist Dumas auch der einzige Alleinsegler gewesen, der die Hoorn-Region im Winter durchfuhr; er passierte das Kap am 24. Juni 1944 – d. Red.).

Nun, nach meiner Seereise, tauchten bei uns Dispute um die Frage auf, was eigentlich eine Weltumseglung ist. Manche meinen, es handele sich nur dann um eine Weltumseglung, wenn man dabei zweimal über den Äquator fährt. Das bedeutet: Will man den Äquator zweimal überqueren, muß man die Reise von Europa aus antreten. Wer nun aber aus Südamerika, aus dem südlichen Afrika, Australien oder Neuseeland stammt? Heißt es für ihn, daß er, um Kap Hoorn zu umsegeln, erst mal einen so weiten Weg nach Norden zurücklegen und den Äquator überqueren muß, um danach den 40. Breitengrad zu erreichen?

Je näher man sich bei der Reise an den Äquator hält, desto länger ist tatsächlich die Route. Doch keiner könnte wohl sagen, daß sie damit auch schwerer wäre. Solche Vergleiche sind stets relativ, sogar wenn ein und derselbe Weg zurückgelegt wird. Jede Seereise ist von der anderen so verschieden wie das Meer, das in einer bestimmten Region für den einen sehr schwer und ganz leicht für den anderen sein kann. Es kann nur diesen Unterschied geben: einerseits in bezug auf den gewählten Weg, andererseits hinsichtlich der Jahreszeit, in der er zurückgelegt wird.

Aus verschiedenen Gründen hatte sich mein Start verzögert, und ich mußte wählen: entweder die Reise um ein Kalenderjahr zu verschieben – was zur Folge hätte haben können, womöglich ganz auf den Traum meines Lebens zu verzichten – oder eine andere Route zu einer anderen Jahreszeit zu befahren. Ich weiß, niemand hätte meinen Verzicht verurteilt, obwohl so viele Leute auf diese Reise gesetzt und sie unterstützt hatten. Lange mußte ich überlegen und mir darüber klar werden, ob ich mein Vor-

PAPASOWS EXPEDITIONEN

„PLANKTON 1" – Sommer 1970; in einem Ruderboot zwei Wochen allein auf See vor Burgas (VRB). Dontscho ernährt sich während dieser Zeit ausschließlich von Plankton.

„PLANKTON 2" – Sommer 1972; in einem Standard-Rettungsboot gemeinsam mit der Musikwissenschaftlerin und Amateurfunkerin Julia Gurkowska, Dontschos späterer Frau. Expeditionsziel: Erforschung extremer Notsituationen von Schiffbrüchigen und deren Überlebenschancen für längere Zeit auf See. Die Fahrt führt von Burgas nach Sotschi übers Schwarze Meer.

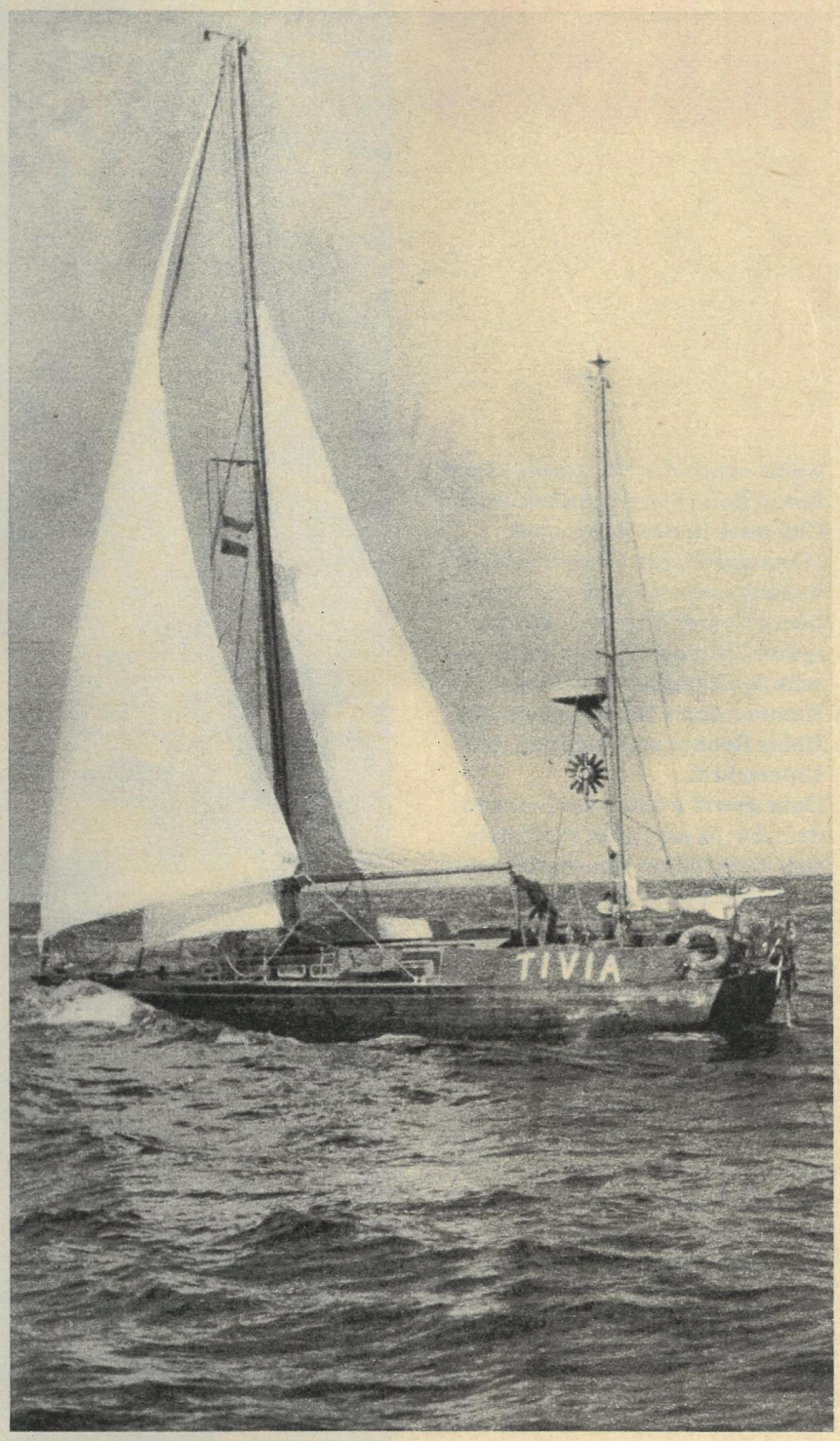
„PLANKTON 3" – Sommer 1974; im Rettungsboot „Ju" (Kosename für Julia) über den Atlantik – von Gibraltar nach Santiago de Cuba in 63 Tagen. Erstmals nehmen Julia und Dontscho, neben den „Plankton"-Experimenten, psychologische Untersuchungen sowie umfassende Beobachtungen zur Verschmutzung des Ozeans vor, wovon letztere Bestandteil einer UNESCO-Studie werden.

„PLANKTON 4" – Frühling/Sommer 1976 (17. März bis 3. August); Julia und Dontscho Papasow überqueren mit „Ju" den Pazifik in 137 Tagen, von Callao/Peru nach Suva/Fidschiinseln. Länge der Reise: rund 8000 Seemeilen.

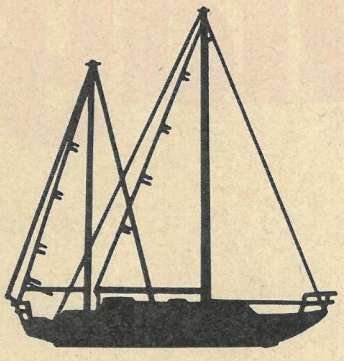
„PLANKTON 5" – Frühling 1979 (29. April) bis Frühling 1981 (14. Juni); erste „Tivia"-Weltumseglung von Sosopol via Gibraltar–Venezuela–Panamakanal–Marquesasinseln–Kap der Guten Hoffnung nach Sosopol. Bei dieser 777-Tage-Reise über mehr als 42 000 Seemeilen werden Julia und Dontscho von ihrer Tochter Jana begleitet, die beim Start gerade fünf Jahre alt gewesen ist.

haben wirklich ausführen sollte oder ob ich mich überschätzte. Doch ich war überzeugt, es zu schaffen – und startete im Winter.
In den Polarbreiten gibt es nur zwei Jahreszeiten: drei Monate Sommer und neun Monate Winter. Als ich erst am 29. Dezember in See stach, hatte ich schon dreißig Tage der sommerlichen Witterungsbedingungen verloren. Somit ging meine Reise durch zwei Sommer- und dreieinhalb Wintermonate.
Kap Hoorn ist ein Symbol für die Seefahrer. Um bis dahin vorzudringen, muß man Dutzende Male durch Stürme und Orkane, wobei das alte Seemannswort gilt: Alle Ozeane können dich versenken. Doch für mich war der Stille Ozean der unbändigste, der wildeste, der wütendste... Jedes dritte Jahr ist in den hohen Südbreiten ein schlechtes Jahr, und ich schien genau so eins erwischt zu haben. Es gab viele Stürme, sehr starken Wind. Zweimal ließen riesige Wogen die „Tivia" kentern – „knockdown" nennen wir das –, Mast unten, Kiel oben! Über das zweite Kentern, im Mai, gab ich keine Nachricht zur Heimat. So verlief alles ruhiger, sowohl für mich als auch für diejenigen in Sofia, die am Funkgerät Dienst taten.
Das Kentern ist schwer zu beschreiben. Eine Woge, so groß wie ein Wohnhaus, kam auf mich zu. Der Wind heulte und pfiff, und das Meer war ganz weiß. Plötzlich merkte ich, daß die Jacht mit dem Mast nach unten hing. In nur wenigen Sekunden befand sie sich – dank ihrer Fähigkeit zum Selbstaufrichten – wieder in ihrer normalen Lage. Aber ich wußte nicht, was vom Mast übriggeblieben war, ohne den ich kein Ufer erreichen konnte. Ich wußte in dem Moment auch nicht, was die Wogen, die sich mit voller Wucht auf die Jacht stürzten, an Deck noch belassen hatten. Mir war allein nur bewußt, daß ich im Falle eines Schiffbruchs keinerlei Hilfe zu erwarten hatte: Hubschrauber konnten bis zu mir nicht gelangen, und Schiffe verkehren in diesem Seegebiet nicht. Beide Male hatte mir wohl mein rechtzeitiges Gespür für den Wetterumschlag geholfen, das mich veranlaßte, die Segel zu reffen und somit den Mast vor dem Bersten zu bewahren... Der Mast hielt, doch die Wogen hatten alles, was an Deck nicht niet- und nagelfest war, fortgespült, einschließlich der beiden, je quadratmetergroßen Deckklappen, die die Luken zu den Lagerräumen verschließen, so daß im Nu viel Wasser einbrach. Das war ein äußerst kritischer Moment, drohte doch die Jacht jäh zu sinken. Wäre nämlich zuviel Wasser in die Kabine gedrungen, hätte der Kiel Überlast bekommen, und die „Tivia" wäre in die Tiefe gesunken.
Was mich rettete, war mein schnelles und richtiges Handeln: Ich packte, so rasch ich konnte, meine Schlafmatratzen, verstopfte damit die Lukenöffnungen, dichtete alles mit Decken und Kissen ab. Dennoch war das Wasser im Innern bedenklich angestiegen. Ich hatte obendrein keine genügend starke Pumpe, und der Motor funktionierte nicht. Daher begann ich das Wasser mit dem Eimer auszuschöpfen. Doch ihn jedesmal nach oben zu bringen und ihn auszukippen, war eine beschwerliche Arbeit. Ich schüttete das Wasser deshalb ins Waschbecken sowie in den Steuerstand (von wo es durch die Lenzklappen abfließen konnte – die Redaktion).
Es ist das Schicksal des Seefahrers: Einmal von einem Schwall Meerwasser überschüttet, wird man nicht wieder trocken, weil das Salz die Feuchtigkeit bindet. Aber man gewöhnt sich daran. Eigentlich schläft man immer in nassen Sachen, sofern man überhaupt zum Schlafen kommt und nicht gegen die Naturgewalten ankämpfen muß. Ich fragte mich, wie man so was aushalten kann. Offenbar mobilisiert der menschliche Organismus im Streßzustand seine Kräfte am meisten. Ich befand mich in einem vergleichbaren Zustand; noch nicht mal Kopfschmerzen verspürte ich. Der Schmerz blieb in den Gliedern, die viele Schläge hinnehmen mußten. Denn die Riesenwelle wirkt wie ein Katapult: Sobald man sich entspannt, wird man einige Meter weggeschleudert, bis man hinfällt oder irgendwo hängenbleibt. Natürlich lernt man mit der Zeit, sich zu schützen.
Der Sturm, der mich Mitte April heimsuchte, hielt ungewöhnlich lange an – zehn Tage, und fünf Tage davon hatte er die Stärke eines Orkans, mit Windgeschwindigkeiten um 120 km/h. Bei den „Knockdowns" der „Tivia" war der Autopilot gebrochen, auch die normale Steuerung war beschädigt worden, abgesehen von vielen kleineren Schäden, zum Beispiel der vom Mast abgerissenen Radarantenne. Dennoch mußte ich die Jacht im günstigsten Winkel zu den Wogen führen, damit mich diese nicht wieder überrollten, denn das hätte schlimm ausgehen können.
Lange Zeit schlief ich nicht. Allmählich verlor ich die Reflexe und befand mich in einer Art Trance. Ein furchtbares Gefühl ist das: Man weiß, daß man sich nicht wohl fühlt; man ist müde, alle Glieder sind schwer; es ist ein Zustand zwischen Schlafen und Wachsein, als ob man ein Betäubungsmittel eingenommen hätte. Hält dieser Zustand längere Zeit an, verliert man jegliches Empfinden dafür, was um einem und mit einem geschieht. Dann ist man entweder ein großer Optimist, bereit, gegen das Meer zu kämpfen, oder aber ein Pessimist, der falsche Entscheidungen trifft. Ich war mir dessen bewußt und bemühte mich, alle meine Handlungen zu kontrollieren. Ich zwang mich, nichts zu verändern, solange alles gut lief. Doch der Mensch ist so gebaut, daß er unbedingt etwas ändern muß. Zumindest war das bei mir so, und ich mußte meinen ganzen Willen aufbringen, um mir Veränderungen zu verbieten, die zu nichts Gutem geführt hätten.

Die FW-Serie entstand mit Unterstützung der Agentur SOFIA-PRESS



Zweimal schon haben sie die Welt umsegelt: Die Jacht „Tivia" und ihr Kapitän Dontscho Papasow. Auf beiden Reisen wurden rund 60 000 Seemeilen zurückgelegt.



Die Jacht „Tivia", gebaut in der VR Polen (Typ: Conrad-45), ist 13,65 m lang, 3,60 m breit. Ihr Tiefgang beträgt rund 2,00 m, die Höhe des Großmastes 16 m, die Segelfläche 80 m².

Lesen Sie im nächsten Heft:

Ohne Lichter um Kap Hoorn

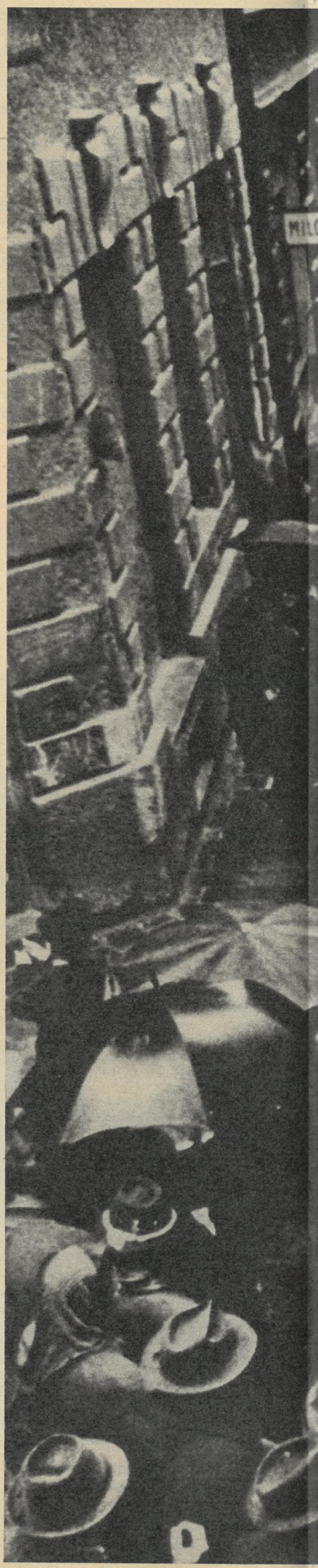
Bearbeitung/Dokumentation: Helmuth Pelzer; Karte: Jochen Arfert; Fotos: privat.

14

ZEUGENVERNEHMUNG

Eine FREIE WELT-Serie: zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen, Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949

Fehldiagnose



Tief im Bayrischen, auf einer idyllischen Insel im Chiemsee, saß im August 1948 ein Kreis gelehrter Herren beisammen, raschelte mit Papier und brütete vierzehn Tage über einem Schriftstück.

In jener stillen Runde wurde eine der abenteuerlichsten Ideen des Jahrhunderts geboren: daß nämlich das von Bismarck begründete und von Hitler zugrundegerichtete Deutsche Reich am 8. Mai 1945 keineswegs aufgehört habe zu existieren, sondern lediglich vorübergehend seine Handlungsfähigkeit eingebüßt habe. Aus dieser wirklichkeitsfremden Diagnose konstruierten die pfiffigen Staatsrechtler auf ihrer einsamen Insel zweifachen aberwitzigen und anmaßenden Anspruch: zum einen stehe dem Nachfolger des alten Reiches das „Sorgerecht", auch „Alleinvertretung" genannt, für alle Deutschen in aller Welt zu; zum anderen komme dem Nachfolger das Erstgeburtsrecht auf den deutschen Landbesitz in den Grenzen von 1937 zu, mit anderen Worten, auf die DDR, die damals noch nicht so hieß, auf erhebliche Teile Polens und ein kleines Stück Sowjetunion.

Mit solchen Wahnideen geschlagen, unter denen er Jahrzehnte gelitten hat, erschien der westdeutsche Teilstaat auf der europäischen Bühne. Am 8. Mai 1949, und das Datum war natürlich bewußt gewählt, erhob der Parlamentarische Rat in Bonn jenes Schriftstück vom Chiemsee in den Rang eines „Grundgesetzes", einer Staatsverfassung also, und verlieh ihm in unübersehbarer Hast zwei Wochen später Geltung. Da war die deutsche Spaltung schon vollzogen. Die Kommunisten Max Reimann und Heinz Renner verweigerten ihre Unterschrift.

Ganz gewiß wollten die Besitzenden, die „Washington Post" irrte sich nicht, hinter renovierter Fassade Besitzstand und Macht retten. Aber man stelle sich die Staatsgründer nicht in Panik vor. Im Gegenteil, sie blickten weit voraus, rechneten kühl und waren guter Dinge. Allerdings ist ihre Rechnung, wie man unterdessen weiß, nicht aufgegangen. Die Welt war nicht mehr, wie sie einmal gewesen war. Dessenungeachtet zehren manche Festredner immer noch von den Illusionen, die einst am Chiemsee ausgetüftelt wurden.

Jürgen Jessel

Foto: Archiv/Berliner Verlag

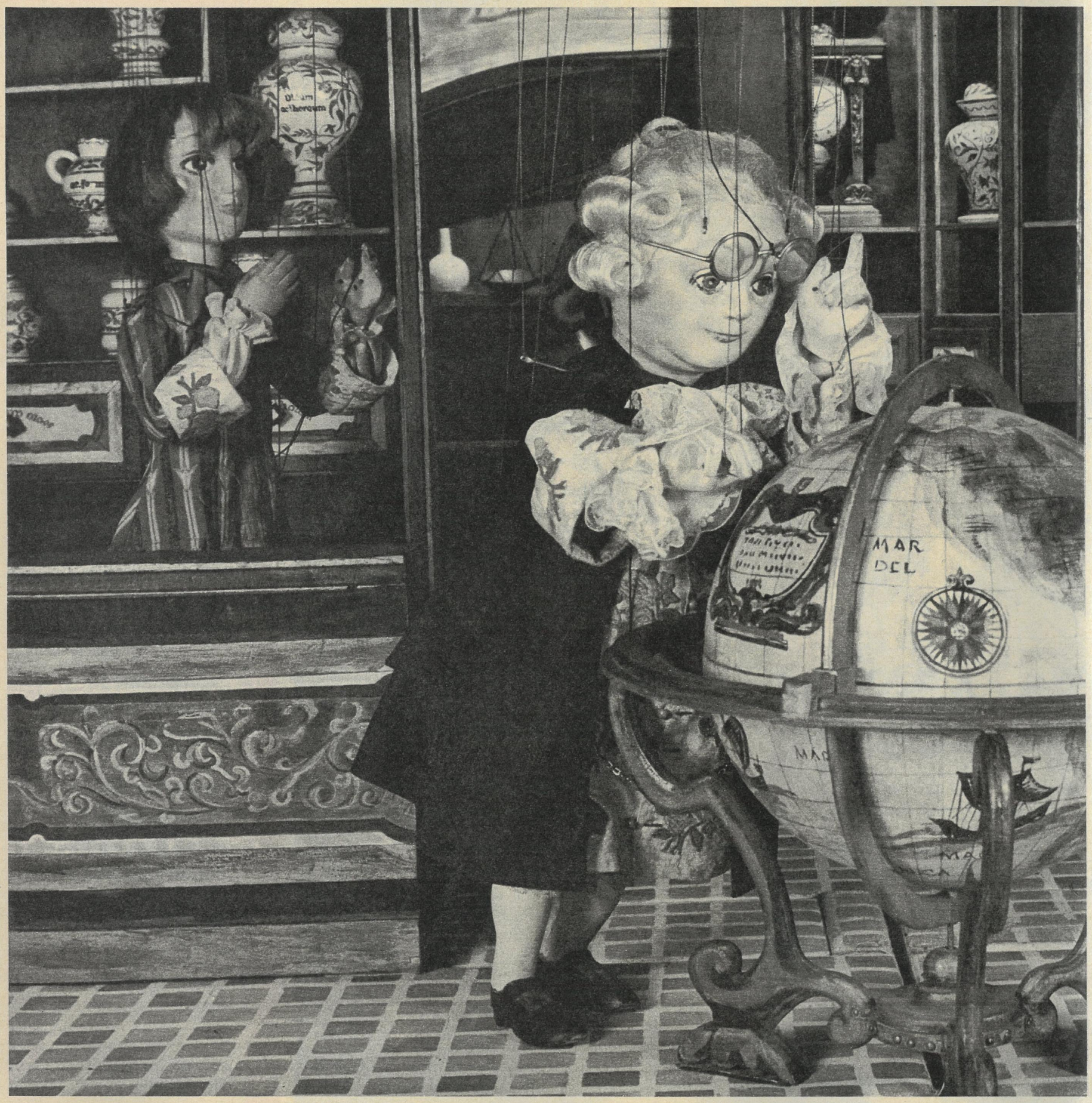
Juni 1948: Währungsreform in den Westzonen – Anfang vom Ende der deutschen Einheit.

„Ich unterschreibe nicht die Spaltung Deutschlands."

Heinz Renner,
Abgeordneter
der KPD im
„Parlamentarischen
Rat",
23. Mai 1949

„Auf jeden Fall wird eine Regierung für die drei Westzonen Deutschlands gebildet werden. Die meisten Verwaltungsfunktionen werden wahrscheinlich von Business-Vertretern übernommen werden. Die CDU/CSU wird die Regierungsfassade hergeben, hinter der die Industriellen die wahren Herrscher Deutschlands sein werden."

Washington Post,
16. Mai 1949



Haydn aus der Kiste

Der Name, den sie bereits im Ausland hat, zeigt, daß sie schon etwas Besonderes ist, die „Operowa Scena Marionetek" von Warschau. In der polnischen Hauptstadt hingegen ist es recht still um diese Puppenbühne. In einem Theaterplan oder Telefonbuch jedenfalls sucht man sie vergeblich, was daran liegt, daß sie seit Anbeginn über keine eigene Spielstätte verfügt – ein Saal, der die fünf Meter hohe Bühne faßt, dabei den Kammercharakter ihres Theaters wahrt

und dann noch zentral liegt, sei in Warschau schwer zu finden, meint Leslaw Piecka, der künstlerische Leiter des Ensembles talentierter Fädenzieher, welches gewissermaßen eine zweite künstlerische Ebene der „Warschauer Kammeroper" bildet und sich nun, nach mehreren erfolgreichen Auslandsgastspielen, zu den Dresdner Musikfestspielen erstmals auch dem DDR-Publikum präsentiert. Oper ist nicht neu, Marionettenspiel ebensowenig. Was also ist es, das den Warschauern, über Landesgrenzen hinweg, Erwartung und Interesse, auch die Einladung nach Dresden verschaffte?

Die „Warschauer Kammeroper" hat ein Repertoire aufgebaut, das für ein Reisetheater erstaunlich vielseitig ist. Inzwischen reicht es von Giacopo Peris früher italienischer Oper „Euridice" (Florenz 1800) über eine „Zauberflöte" (in deutsch gesungen) bis zu modernen polnischen Kammeropern. Und für beinahe jede Inszenierung gibt es als ungewohnt-reizvolle künstlerische Deutung eine Puppenspiel-Variante. Solisten und Instrumentalisten agieren, teilweise in Originalkostümen, mit den Marionetten auf der Bühne, in einem Inszenierungsstil, der bei Wahrung der historischen Aufführungspraxis keinesfalls historisierend, sondern ganz zeitgemäß und lebendig ist. Gesungen wird in der jeweiligen Originalsprache. Die Marionetten haben sich emanzipiert und beleben die Tradition der „Commedia dell'arte", welche im 18. Jahrhundert nicht nur auf der Bühne, sondern auch von Puppenspielern gepflegt wurde. Die Textbücher, die das fahrende Volk der „Commedia" verwendete, bildeten damals zugleich auch die Grundlage der komischen Opern. Diese Doppelfunktion machen die Warschauer sich zunutze. Die Marionettenbühne, ihre karikierend-überzogene Spielweise, betont das Typische der Figuren, die Musik hingegen beginnt gerade, deren Charaktere zu individualisieren, was durch die Sänger noch betont wird. Besonders eindrucksvoll wirkt das in einer Inszenierung, die nach Dresden kommt: „Die Magd als Herrin" von Pergolesi (Foto rechts unten). Zu den Besonderheiten des Gastspiels zählt auch ein Stück, das italienische Commedia und deutsche Klassik verbindet – „Der Apotheker" von Joseph Haydn nach einem Text von Carlo Goldoni (großes Foto). Dieses 1768 erstmals aufgeführte dramma giocoso wurde für über hundert Jahre gründlich vergessen, bis es 1895, als erste der vielen Haydn-Opern, wiederentdeckt wurde.

Die Aktion auf der Bühne könne bei der Kammeroper nur Nebensache sein, in erster Linie müsse hervorragend gesungen werden, ist die Ansicht von Leslaw Piecka. „Wir können beides verbinden, neben dem Musikerlebnis geben wir dem Publikum die Möglichkeit, sich an unserem Marionettenspiel zu erfreuen. Die achtzig Zentimeter großen ‚Fadenmenschen' bringen eben auch liegend, springend oder gar hängend reine Töne", fügt er lächelnd hinzu. Für seine Puppen gibt es zwei Möglichkeiten, „zu Stimme" zu kommen: das gemeinsame Agieren mit Sängern und Musikern der Kammeroper, oder, wie bei den Darbietungen für die kleinen Zuschauer („Peter und der Wolf" und „Karneval der Tiere"), mit Tonbandbegleitung. Beide Versionen werden in Dresden geboten. Erwartungsvoll tritt das Ensemble sein DDR-Gastspiel an, wo es „Oper aus der Kiste" bisher noch nicht gibt.

Leslaw Piecka: „Wir sind neugierig, wie das Publikum zu den Dresdner Musikfestspielen unsere Arbeit aufnimmt. Vor allem sind wir auf die Reaktionen der Kinder gespannt, die wir auf diese Weise frühzeitiger als allgemein üblich an die ernste Musikwelt heranführen wollen."

Petra Schläwe (Text)
Marek Kalinowski (Fotos)

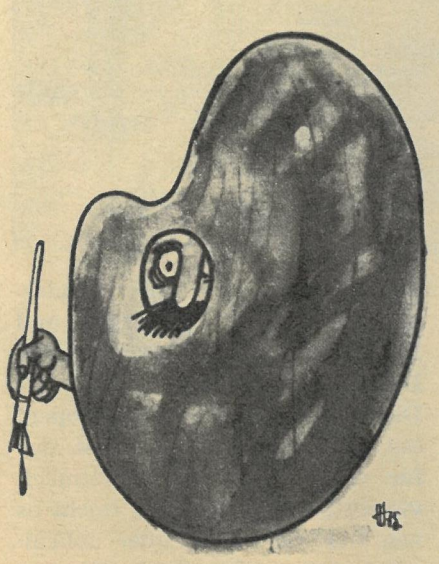
Die Narrenkappe über scharfem Schnabel und wachsamem Auge – die Firmenmarke einer neuen Markenfirma in Tallinn. FREIE WELT besuchte sie. Lachen mit allem, was dazu gehört, nimmt in ihrem Produktionsplan den Spitzenplatz ein.

Die Gilde der Spaßvögel

Staatlicher Akademischer Männerchor der Estnischen SSR, Porträtkarikaturen von Hugo Hilbus.

Also mal angenommen, Sie hätten einen Gesangverein oder meinetwegen Chor, und der schritte auf ein Jubiläum zu, das jedem Sangesbruder lange im gerührten Gedächtnis haften soll, oder Sie möchten Ihren Lieben mal eine Anti-Weihnachtskarte antun, die, garantiert schmalzfrei und bissig, auch noch für ein fühlsames Miteinander plädiert, oder aber Ihre Hausgemeinschaft plant einen Hofball, der nicht nur an-, sondern auch erheitern soll – lebten Sie in Estlands Hauptstadt, wüßten Sie nun, wohin Sie Ihre Schritte zu lenken hätten. Zu „Ara" nämlich, der ersten Humoristengenossenschaft des Sowjetlandes. Ganz recht – Ara, wie der tropische Papageienvogel. Das bunte Tier mit dem großen Schnabel schien den Vätern der Idee gerade als Wappenvogel für ihr Treiben geeignet, als sie sich vor einem Jahr zur Tat entschlossen. Honorige Herren und achtbare Damen allesamt, siebzehn an der Zahl, zwei Universitätsprofessoren und jede Menge Mitglieder von Schriftsteller-, Künstler- oder Journalistenverband darunter, hatten lange zuvor schon auf das estnische Humorwesen geschaut und die Ansicht erworben, daß es mit dem nicht zum Lustigsten stehe. Für estnische Begriffe jedenfalls – manch anderer hätte sich glücklich geschätzt mit dem, was in Tallinn oder Tartu bis dahin gewachsen war. Denn der Humor, auch der berüchtigte schwarze, stand in hoher Blüte. Und ein Karikaturisten-Proporz, gemessen an der Einwohnerzahl, war erreicht, nach dem man anderswo lange hätte suchen müssen. Alles eigenwillige, gestandene Leute mit unverwechselbarer Handschrift und hoher Zeichenkultur – Elle Tikerpäes Blatt rechts unten mag als Beleg dafür gelten. Egal, den Esten war's zuwenig, zumal inzwischen kaum einer sich dem Karikaturisten-Nachwuchs verschrieb, Buchveröffentlichungen dieses Genres nie zu haben waren und selten die Möglichkeit bestand, Veranstaltungen des Heiteren zu besuchen. Diesem Übel zu begegnen war man sich alsbald einig. Machen wir's kurz: Die erste öffentliche Veranstaltung von „Ara" hieß „Schnabel auf" und fand im März 1988 im würdigen „Estonia"-Konzertsaal statt. Die beliebtesten Humoristen des Landes trugen vorwiegend Eigenschöpfungen vor, rezitierten, spielten und sangen frei von der Leber weg. Damit war der Aravogel aufgelassen. Seitdem jedenfalls präsentieren die genossenschaftlichen Kabarettgruppen ihre Programme in ganz Estland, und das Publikum strömt in Scharen herbei! Weiterer Vorzug: Programme nach Maß oder, wie man heute so sagt – Anwenderbedürfnis. Da rieselt nirgendwo der Kalk aus den betagten Repertoirehosen – zu anspruchsvoll, die Leute. Und auch im kleinen Estenlande lacht keiner gern zweimal über denselben Witz. Zu den im Sommer ablaufenden „Tagen der Altstadt" in Tallinn beteiligt „Ara" sich mit speziellen Inszenierungen, macht Tanzabende unter freiem Innenhofhimmel mit humoristischen Einlagen, an denen bestenfalls ein Drittel der Interessierten mit Sitzplätzen bedacht werden kann. Und wer bedenkt dies alles?

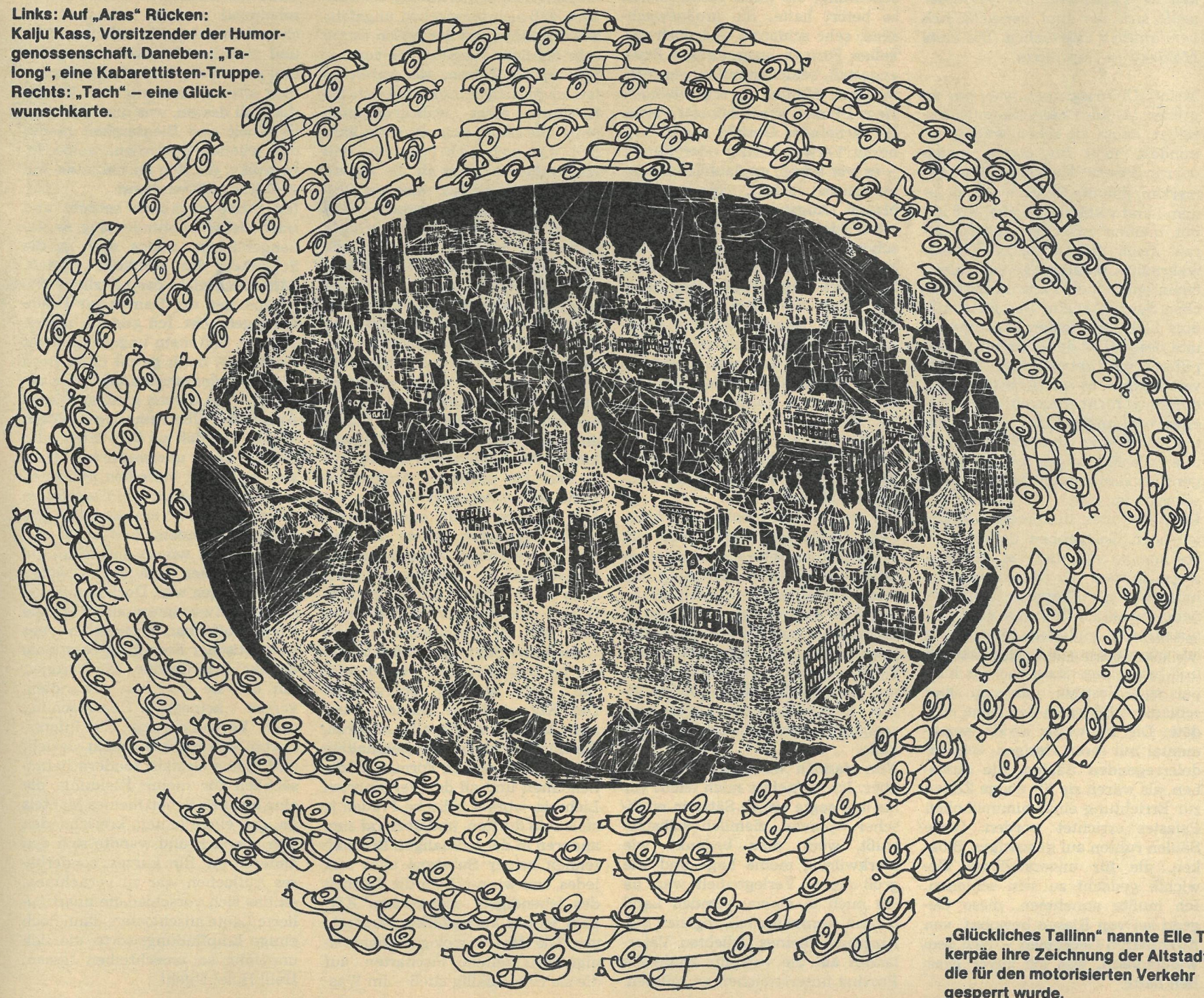
In einem kleinen, mit Büchern und Möbeln vollgestopften Büro, in dem es fast immer nach Kaffee riecht, sitzt ein Mann, der wie die meisten seiner Humor-Kollegen immer ein bißchen bekümmert wirkt und aus traurigen Augen auf eine Welt blickt, über die er das Lachen organisieren soll: Kalju Kass, bekannter Autor, Verdienter Humoriker der Estnischen SSR, der Begründer der Gilde und ihr Vorsitzender. Mit leiser Stimme, er ist eben ein zurückhaltender Mensch, sagt er: „Der finanzielle Erfolg unserer Veranstaltungen setzt ‚Ara' in die Lage, ihre Absichten wahrzumachen: junge Künstler zu fördern, jungen Zeichnern Ausstellungsmöglichkeiten zu verschaffen, auch Humorbücher zu finanzieren. Unser Witz hat seine jahrhundertealten Wurzeln im derben estnischen Bauernhumor, frühzeitig vermischt mit auswärtigen Einflüssen, die mit der Historie und Geographie Estlands zu tun haben." „Ara" fördert, um hier nachzuhaken, die wissenschaftliche Erforschung des Humors und unterstützt Studenten, die sich dieserart ihren ersten akademischen Lorbeer holen



wollen. Doch damit hat es längst nicht sein Bewenden, der bunte Vogel denkt nicht daran, seine Flügel in den Schoß zu legen. „Ara“ gestaltet die Humorseite der estnischen „Landzeitung“. Zwei Sendestunden in der Woche im Radio gehören ihr auch. Das Fernsehen hat bereits an das Bauer geklopft. Ein Humorcafé entsteht in der Tallinner Altstadt, und gleich um die Ecke, ein paar windschiefe Stufen aufwärts, lädt die Galerie „Ara“ zu Schau und Kauf ein, Zeichnungen, Kuriosa und Collagen wohlfeil im Angebot. „Wir haben Beziehungen zu allen guten Humoristen in Moskau, Leningrad und Odessa, den anderen Humorzentren der Sowjetunion“, sagt Kalju Kass in schöner Bescheidenheit, „und holen uns das Beste in unsere Programme, was auf dem Humormarkt zu haben ist. Warum sollten eines hoffentlich nicht allzu fernen Tages nicht auch Beiträge von DDR-Kabarettisten dabeisein?“

Jürgen Geitner

Links: Auf „Aras“ Rücken: Kalju Kass, Vorsitzender der Humorgenossenschaft. Daneben: „Talong“, eine Kabarettisten-Truppe. Rechts: „Tach“ – eine Glückwunschkarte.



„Glückliches Tallinn“ nannte Elle Tikerpäe ihre Zeichnung der Altstadt, die für den motorisierten Verkehr gesperrt wurde.

Frigyes Karinthy (1887–1938) schrieb schon als Schuljunge an die zwanzig Romane und Dramen, die jedoch der Papa, ein wohlsituierter Budapester Beamter, in den Ofen steckte. Nach abgebrochenem Technik-Studium wurde er Journalist; Parodien, Humoresken und Novellen machten ihn bekannt. Und einige Romane: der phantastische Antikriegsroman „Die Reise nach Faremido" (1916), die Gesellschaftssatire „Capillaria" (1921); beide legt der Verlag Neues Berlin als „Die neuen Reisen des Lemuel Gulliver" vor und den Reportageroman „Reise um meinen Schädel" (1936). Karinthy war engagierter Pazifist, lebhaft interessiert an allen technischen und geistigen Errungenschaften und durchaus nicht der Frauenfeind, den man nach unserem Ausschnitt aus „Capillaria" in ihm vermuten mag. „Capillaria" wurde übersetzt von Hans Skirecki.

DRITTES KAPITEL *Eine Beschreibung der Eingeborenen. Bautätigkeit in Capillaria. Der Verfasser stellt sich vor und versucht sich verständlich zu machen. Die erste Mahlzeit in Capillaria*

Meine Überraschung war um so größer, als die Fäden, die mich fesselten, kaum zu sehen waren, zumindest nicht für meine Augen oder in diesem Wasser. Ich muß anmerken, daß die Beleuchtung in jenem Land völlig ausreichte, daß ich mit meinen irdischen Augen gerade noch die geringsten Details wahrnahm, so, als ginge man durch einen englischen Park im mittäglichen Sonnenschein: Das gleichmäßige Licht hat keinen Mittelpunkt, und deshalb ist der Schatten in Capillaria ein unbekannter Begriff, wohingegen es an Schattierungen durchaus nicht mangelt; diese reichen vom hellen Rosa bis zum tiefen Bordeaux, vom blassen Lila über alle Färbungen des Regenbogens bis zum grellen Gelb und zum schreienden Rot.

Über das alles zu sprechen werde ich noch Gelegenheit finden. Vorerst nur so viel, daß das zähe Gewebe, in dem ich mich verfangen hatte wie die Fliege im Spinnennetz, unendlich fein und kaum ertastbar war. In diesem Zustand lag ich minutenlang auf dem Rücken und betrachtete staunend das kuppelartige Vestibül, das sich über schlanken Bögen in der Höhe rundete. Die Bauweise wirkte monumental mit ihren riesigen, schwindelerregenden Säulen, die aussahen, als wären sie für ewige Zeiten zur Errichtung eines himmelhohen Palastes errichtet worden. Diese Säulen ruhten auf gewaltigen Blökken, die für unvorstellbare Gewichte gedacht zu sein schienen. Ich mußte annehmen, diese Gegend sei von Riesen bewohnt, von furchtbaren Geniussen – doch dem widersprach, was ich zuvor gesehen hatte.

Übrigens hatte alles, was ich wahrnahm, etwas Unfertiges, Unterbrochenes, Provisorisches an sich. Den monumentalen Säulen fehlte das Kapitell, die Deckenkonstruktion war hastig und notdürftig aus Brettern zusammengezimmert. Am erstaunlichsten jedoch war der Widerspruch zwischen der Architektur des Palastes und seiner Einrichtung. Kindlich naive Kinkerlitzchen bedeckten die schroffen Marmorwände, Spitzenvorhänge und Bildchen, dazu gesellten sich verspielte kleine Möbelstücke, zerbrechliche Regale, nutzlos und vollgestopft mit exotischen Früchten und Blumen – ein Stil, der an die bunte und grazile und belanglose japanische Kunst erinnerte.

Während ich hierüber nachsann, fuhr mir das Wasser sanft wie ein Windhauch über das Gesicht. Ich hob schwerfällig den Kopf, und vor Überraschung hätte ich kein Wort über die Lippen bringen können: Ganz nahe bei mir, kaum drei Schritte entfernt, stand jetzt die Erscheinung, die mich vorhin schon so betört hatte: die großgewachsene, sehr schlanke und doch mit vollen Formen ausgestattete Frauengestalt, bekleidet mit einem rosafarbenen Mantel, im schwebenden Haar Blumen von schönster Farbe. Ihr lächelndes Gesicht verriet keinerlei Verwunderung oder Furcht – es war schön, unglaublich schön, materielos schön; die sanften blauen Augen schwammen wie zwei Edelsteine über den durchscheinenden Lippen; nirgendwo harte, eckige Linien, nirgends eine Spur des Knochengerüstes unter der Haut. Sie hatte die kleinen, länglichen Hände ans Kinn gehoben und blickte mich gelassen lächelnd an. Ich murmelte etwas wie einen Gruß; ihre stolze Haltung ließ mich eine vornehme Dame in ihr vermuten, und da ich nicht wußte, ob sie eine verheiratete Frau oder aber ein unverheiratetes Mädchen war, redete ich sie taktvoll als Mylady an.

Sie zog die Augenbrauen hoch, dann lachte sie plötzlich hell auf. Zugleich schüttelte sie mit einer raschen und heftigen Bewegung den Kopf, so daß das in violettem Glanz liegende Wasser um mich herum aufrauschte, und im selben Augenblick spürte ich, wie sich meine Fesseln lösten. Ich setzte mich auf, und als ich sah, daß die schöne Vision nochmals ihren Lockenkopf schüttelte, erhob ich mich auf die Füße.

Nun standen wir einander gegenüber. Ich verneigte mich leicht vor ihr und sagte einige Sätze in englischer Sprache, ziemlich selbstbewußt, wenn man bedenkt, wie merkwürdig meine Lage und wie groß meine Verlegenheit war; da ich mich in einem fremden Land befand, vermeinte ich, sogleich den Anspruch meines geliebten Vaterlandes auf die von mir entdeckte Provinz unterstreichen zu müssen. Ich berichtete, ich sei der Wundarzt Gulliver, habe meine Studien an den besten englischen Universitäten absolviert und gehöre der Vereinigung Englischer Wundärzte an. Nur kurz ging ich auf meine Verdienste um die Bereicherung der Literatur meines verehrten Vaterlandes ein, und ich erwähnte auch den Preis, den mir kurze Zeit vor meiner Reise die National Academy für meinen Aufsatz „Die Rolle der Schleimhäute in der Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit" zuerkannt hatte. Schließlich vermeldete ich, mein Weib und meine Kinder gehörten zu den beliebten und geschätzten Mitgliedern der besseren Gesellschaft von Redclif und ich hätte das Glück gehabt, als Soldat einer der ersten gewesen zu sein, die in dem uns aufgezwungenen Verteidigungskrieg um die Besetzung Deutschlands in die Armee und zu den Waffen gerufen wurden.

Als ich, nachdem ich mich auf diese Weise kurz vorgestellt hatte, das Gesicht hob, bemerkte ich verwundert, daß sich inzwischen ungefähr zwölf weitere und der ersten Dame sehr ähnliche Eingeborene vor mir versammelt hatten; sie waren so lautlos herbeigehuscht, daß ich ihr Kommen nicht wahrgenommen hatte. Sie sahen sich alle recht ähnlich, und wenn ich behaupte, daß eine immer schöner als die andere war, so bediene ich mich nur der bekannten volkstümlichen Ausdrucksweise – in dieser Minute vermochte ich kaum Unterschiede auszumachen. Ich war bereits drauf und dran, in Anbetracht der neu Hinzugekommenen meine Vorstellungsansprache zu wiederholen, als mir die mir am nächsten stehende Dame mit einer knappen Geste die Worte im Halse ersticken ließ: Weich und lächelnd und so, wie ein Vogel seine weißen Flügel anhebt, schlug diese Dame unvermittelt ihren flaumigen Mantel auf – und im nächsten Augenblick stand sie splitternackt vor mir.

Mit Rücksicht auf meine englischen Bekannten betone ich, daß die Überraschung, die sich meiner bemächtigte, selbstverständlich auch von dem obligatorischen Scham- und Ehrgefühl herrührte, das mir als Familienvater und Gatte innewohnt, doch ich muß gestehen, daß mich das, was ich jetzt sah, nicht weniger überraschte. Der Körper dieser Dame – und auch, wie sich zeigte, aller anderen, die mich umstanden – beinhaltete zum einen in seinen Formen all die Schönheit und all den verfeinerten Liebreiz, worauf irdische Frauen je stolz sein durften, und übertraf zum anderen in der einmaligen Beschaffenheit seiner Substanz alles und jedes, was wir uns über die Zartheit des lebendigen, organischen Körpers jemals vorzustellen vermochten. Die Meereszoologie kennt einige sehr seltene Fischarten, auf die sie rein zufällig stieß – im Wasser nämlich sind sie nicht sichtbar, da ihre Körper durchscheinend sind wie das Wasser selbst. Die Körper dieser Damen nun, deren seidige Haut sich über zarte und biegsame Formen spannte, ließen in einem durchscheinenden Leuchten, das an Milchglas oder eher noch an edelsten Perlmuttopal erinnerte, auch die inneren Organe erahnen.

Ich erinnere mich deutlich, daß ich bereits beim ersten Blick bemerkte, daß hinter der vor mir stehenden Frau eine weitere stand – ich sah sie undeutlich durch den näheren Körper hindurch. Und in diesem Körper sah ich auch das Skelett, doch nicht als das übliche grobe Netz, wie man es hinter der Glasscheibe in den Kliniken erkennt, sondern diese Knochen schienen aus biegsamem, dünnem, hellgelbem Glas zu sein, sie waren so zart und graziös wie die Knorpelteile eines kleinen Fisches. Und ich sah als zwei weiche, blaue Tupfen die Lungen und als rosaroten Fleck in der Mitte das Herz. Und in dem durchscheinend weißen, alabasterähnlichen Leib pulsierten still die Adern und zirkulierte rosafarbenes Blut und pochte rhythmisch das Herz – dies alles schien mir die Vollendung all dessen, was man Zartheit, Sanftheit und Biegsamkeit nennt: eine lebendig gewordene weiße Nebelwolke, die sich im nächsten Augenblick auflösen kann.

Ich fühlte mich wie betäubt und wäre vielleicht stundenlang so stehengeblieben, reglos und in die Schönheit des Anblicks vertieft, hätte mich nicht das plötzliche Näherkommen der Damen zur Besinnung gebracht. Ich gestehe, ich erwartete, daß mein ungewöhnliches Äußeres – denn gewiß hatte noch nie ein Erdenmensch bei ihnen geweilt – bei diesen sanften Wesen Angst oder Überraschung auslösen würde und daß sie in Worten oder Gesten ihrer unermeßlichen Neugier Ausdruck verleihen und mich mit Fragen solcher Art überhäufen würden, woher ich komme, aus welchem wundersamen Land, und wer ich sei, wie es mir während meiner Reisen anderswo gewöhnlich ergangen war. Doch nichts von alledem. Zwar interessierte ich die Damen offenbar, doch keineswegs als exotischer Fremdling oder Bote unbekannter Gefilde. Die Neugier, mit der sie sich mir zuwandten, verriet keinerlei Überraschung noch Verwunderung. Sie interessierten sich nicht für mein Gesicht und meine Gestalt, sondern hauptsächlich für meine Kleidung; die eine hob den Schoß meines Mantels an, gab einen lauten, kreischenden Ton von sich und wandte sich den anderen zu. Ein kurzes, sonderbares Auflachen war zu vernehmen, an das sich verschiedene unartikulierte Laute anschlossen, dann noch einige Empfindungsworte, die sich ungefähr so umschreiben lassen: Holi! Hole! Ujjeh!

Frigyes Karinthy

Capillaria

Ich versuchte mich verständlich zu machen, indem ich ein und dasselbe Wort in mehreren Sprachen wiederholte, schließlich fiel mir die ausgezeichnete Berlitzsche Methode ein, ich deutete auf mich und sprach: Mensch. Mein Verfahren zeitigte keinerlei Erfolg; als ich den Mund öffnete, verstummten die Damen für einen Augenblick, die eine hob sich neugierig auf die Zehenspitzen und blickte mir in den Rachen, aber schon im nächsten Moment fielen sie, als hätten sie meine Rede gar nicht gehört, von neuem über meine Kleidung her und begannen rechts und links daran zu zerren, unablässig die kleinen Schreie ausstoßend, so daß es klang, als zwitscherten und tschilpten allerlei in einem Käfig zusammengesperrte Vögel. Damals bereits beobachtete ich, daß zu jedem dieser Schreie ein anderer Gesichtsausdruck gehörte; einmal schlossen sie die Augen, dann wieder schoben sie die Augenbrauen in die Höhe oder leckten sich mit der Zunge über die Lippen. Ich war ziemlich betrübt, weil sie mich einfach mißachteten, doch da ergriff die eine urplötzlich meinen Arm und biß mir so selbstverständlich, als handelte es sich um die natürlichste Angelegenheit der Welt, in den Daumen, wonach sie ein wenig schmatzte, als müßte sie etwas verkosten.

Die scharfen Zähne drangen mir bis auf den Knochen, und ich stieß einen undeutlichen Schmerzensschrei aus. Daraufhin hoben alle die Köpfe und sprangen zurück, dann lachten sie laut auf und schauten mich nun an wie jemanden, der endlich etwas Verständliches gesagt hat, so daß man jetzt weiß, mit wem man es zu tun hat. Mehrere Damen wiederholten meinen Schmerzensschrei. Die eine erfaßte ohne weitere Umstände meinen Arm und zog mich in einer Kraft und Geschwindigkeit mit sich fort, wie ich sie diesem zarten Körper nie zugetraut hätte. Die anderen stürzten uns mit lautem Schmatzen und Zwitschern hinterher.

Meine Begleiterin zerrte mich durch geräumige Korridore. Im Laufen gewahrte ich, daß an den Wänden vielfältige sonderbare Möbelstücke und allerlei Nippsachen standen, wie die Einrichtung überhaupt recht üppig war und vornehmlich aus Teppichen, Lüstern und Ziergegenständen bestand. Wie groß aber war meine Überraschung, als ich mich für einen Augenblick umwandte und sah, daß die Damen, die sich uns an die Fersen geheftet hatten, wiederholt stehenblieben, um sich verträumt summend und schnuppernd über dieses oder jenes Möbelstück zu beugen, ein Stückchen davon abzubrechen, es in den Mund zu stecken und zu verschlucken. Ich wußte zu dieser Zeit noch nicht, daß in jenem Land jeder Gebrauchsgegenstand und jedes Gerät aus eßbarem Material verfertigt ist, in der Regel aus Zucker oder Schokolade.

In der Mitte der Halle, in die uns unser Weg führte, stand ein riesiger, ovaler Tisch, der mit einer ebenso großen Glasplatte bedeckt war. Noch bevor wir ihn erreichten, ließ meine Begleiterin meinen Arm los; lärmend und kreischend umsprangen die Damen nun diesen Tisch, auf den man eine gewaltige Schüssel gestellt hatte. Ich ahnte, daß hier zum Mittag- oder Abendessen eingedeckt war, und in der Tat setzten sich die Damen begierig vor die Gedecke. Ich fühlte mich ein wenig in meiner Eitelkeit gekränkt, als ich bemerkte, daß sie mich offenbar gar nicht mehr zur Kenntnis nahmen, und setzte mich demonstrativ zu ihnen.

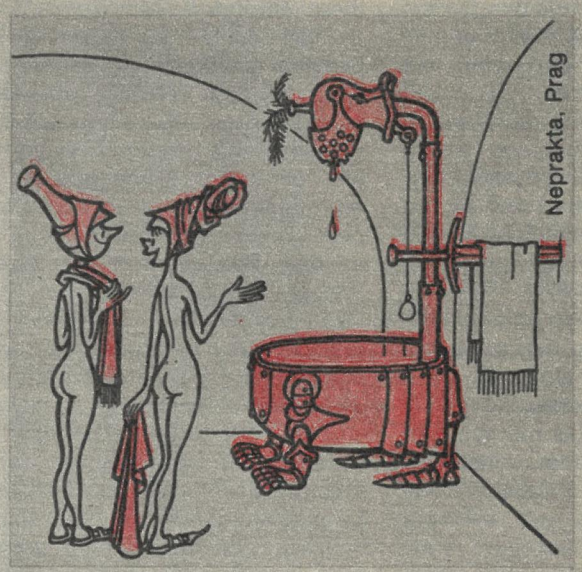
Die größte der Damen – diejenige, die mich mit sich gezogen hatte – beugte sich vor und hob den Deckel von der Schüssel. Ich vernahm eine Art Blubbern und Brummen, die Königin (so nannte ich sie insgeheim bei mir) griff mit der Hand in das Gefäß und hob einen wurstartigen schwarzen Gegenstand heraus – dann noch einen und immer mehr; sie warf sie nacheinander auf die Teller, und ich gewahrte erschrocken und entsetzt, daß die Würste mit hüpfenden und zuckenden Bewegungen zu erkennen gaben, daß sie lebten. Doch wie groß war erst meine Überraschung, als ich in dem Stück, das mir auf den Teller geworfen wurde, eines der seltsamen kleinen Ungeheuer erkannte, denen ich auf meinem Wege zum Palast begegnet war! Angeekelt und mit verkrampftem Magen blickte ich verstohlen zur Seite, um herauszufinden, was ich damit anfangen sollte, wenn ich nicht als Tölpel gelten wollte. Die neben mir sitzende Dame war durchaus nicht verlegen, mit der einen Hand ergriff sie einen flachen, scharfen Metallgegenstand, der neben ihrem Teller lag, mit zwei Fingern der anderen Hand den Kopf des auf dem Teller sich windenden Wurmes, dann drückte sie mit geübter Handbewegung den Metallgegenstand kräftig auf diesen. Gelblichweißes Mark spritzte aus dem Kopf, meine Nachbarin nahm nun einen Löffel, führte ihn zum Mund und schlürfte den sämigen Brei, während sie das ausgepreßte und hingemeuchelte Tier kurzerhand unter den Tisch warf.

Im Verlaufe meiner vielen Reisen durch die unterschiedlichsten Länder hatte ich es mir zur Gewohnheit gemacht, mich den örtlichen Bräuchen und Sitten auch dann anzupassen, wenn sich mein Geschmack und meine Natur gegen diese empörten. Mir fiel ein, daß Austern, die bei uns zu den vorzüglichsten Delikatessen zählen, für diese Damen ebenso abstoßend sein könnten wie für mich ihre Speise: Heldenmutig überwand ich also meine Abneigung, griff zu dem Metallgegenstand, der neben meinem Teller lag, und verfuhr mit meiner Portion auf die gleiche Weise, wie ich es bei meiner Nachbarin beobachtet hatte. Das Mark spritzte, das Tier zuckte ein letztes Mal auf und fiel dann schlapp auf die Seite. Mich erfaßte ein solches Grauen und Entsetzen, daß ich fürchtete, in Ohnmacht zu fallen. Mir glitt das Messer aus der Hand. Es mag sein, daß ein fieberhafter Schreck mir eine Vision vorgaukelte – aber mich starrte von meinem Teller mit gebrochenen Augen und aufgesperrtem Mund und mit Todesschweiß auf der gerunzelten Stirn ein winziges, bleiches Menschengesicht an.

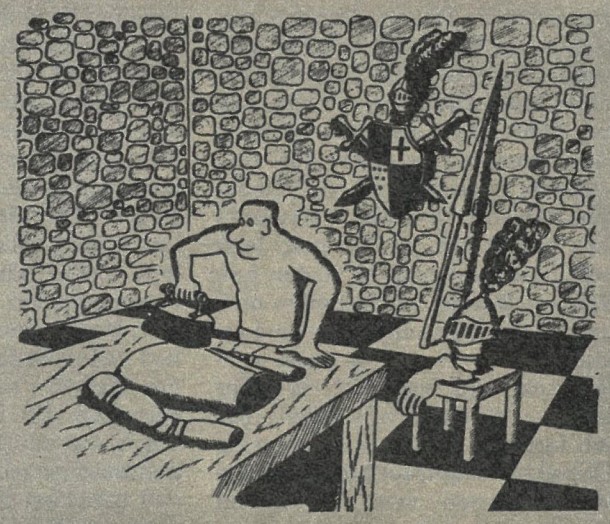
Illustration: Christa Unzner-Fischer

HUMOR ★ Schild-Bürger

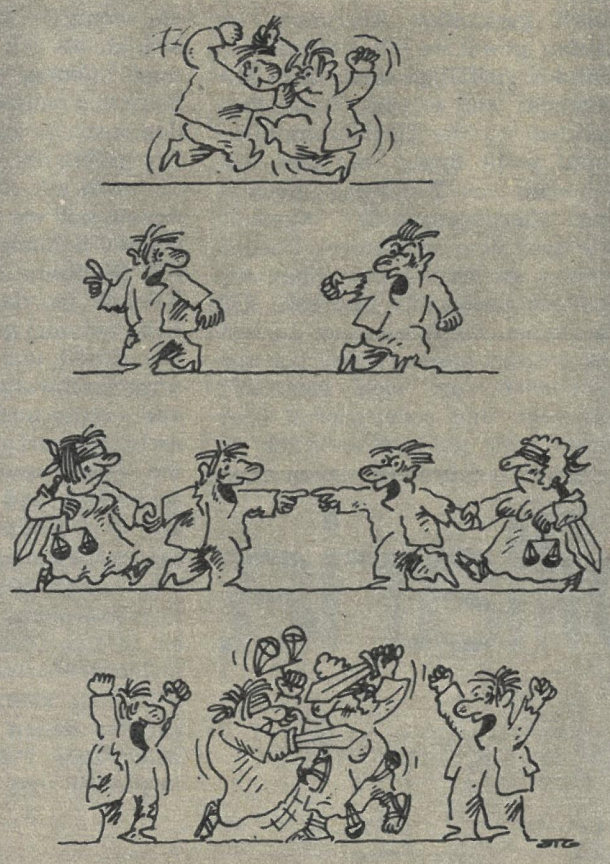
Tjunin, Moskau



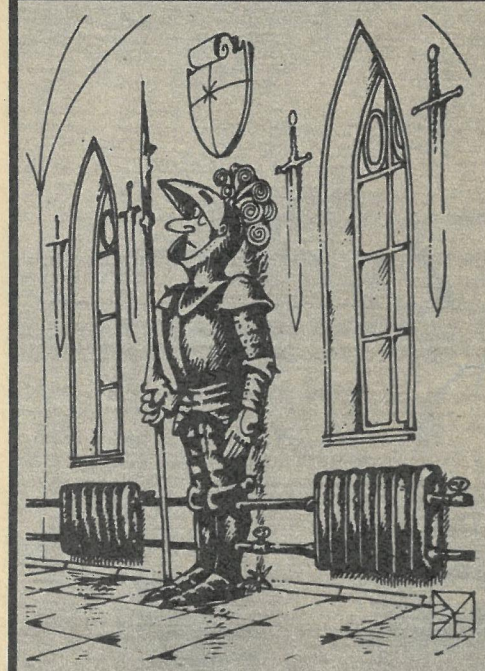
„Ich habe mir meinen Mann auf eine Badewanne umarbeiten lassen."



Dmitriew, Moskau



Tesler, Moskau



Uborewitsch-Borowski, Moskau

Steger

Ballade

Es saß in seinem Burgverlies
der grause Ritter Riziniß,
jedoch der Ritter Rozinoß
saß stolz und kühn auf
seinem Roß.

Im Burgverlies, wenn Rozinoß,
und Riziniß auf stolzem Roß,
wär' Rozinoß im Burgverlies,
auf stolzem Roß der Riziniß.

So aber sitzt auf stolzem Roß
der kühne Ritter Rozinoß,
jedoch in seinem Burgverlies,
da sitzt der grause Riziniß.

Unbekannter Verfasser, um 1880

„Meine Schilde sind so stark, daß nichts sie zu durchbohren vermag", prahlte ein Mann, der mit Schilden und Speeren handelte. Und ebenso pries er seine Speere als so spitz, daß es nichts auf der Welt gäbe, was sie nicht durchstechen könnten. Doch blieb er die Antwort schuldig, als man ihn fragte: „Und wie, wenn ich mit deinem Speer auf deinen Schild treffe?" altchinesisch

Von der handgeschmiedeten Zugbrücke funken Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion), Martin Kotsch (Grafik)

Ein böses

Sergej Dal

Das Duell

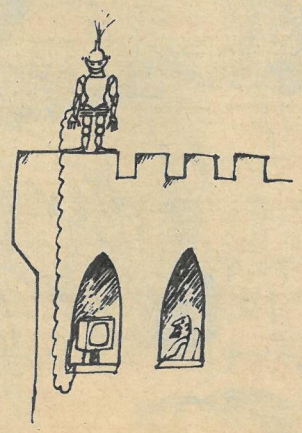
Nachdem d'Artagnan seinem Widersacher eine Ohrfeige gegeben hatte, setzte er sich nieder, um das Gesuch zur Durchführung eines Duells zu verfassen. Atos und Portos saßen stumm dabei und tauschten Blicke. D'Artagnan kratzte indes eifrig mit der Gänsefeder über das Papier:

„An Seine Durchlaucht König Ludwig
(persönlich)
Vom jüngsten Mitglied der Leibwache,
Musketier d'Artagnan

Gesuch

Ich bitte um Gewährung von einem Tag Urlaub
zur Durchführung eines Duells (Zweikampf)

„Ist Seine Hoheit zu sprechen?" fragte d'Artagnan, nachdem er die weichen Teppiche im Empfangssaal des Königspalastes betreten hatte. „Hm", brummte zustimmend der Sekretär, ohne dabei das Studium einer Zeitschrift über Herrenmode zu unterbrechen.



Lieblose Kritik ist ein Schwert, das scheinbar den anderen, in Wirklichkeit aber den eigenen Herrn verstümmelt. Christian Morgenstern

Wollen heißt, Mut haben und sich einer Schwierigkeit aussetzen. Stendhal

Keuschheizzeit

Die Jungfrau weinte
bitterlich.
Was halfs –
der Jüngling gab sich
ritterlich.
Gerd W. Heyse

Weiblicher Stolz ist sehr empfindlich gegen etwas, das die Frauen Mangel an Feingefühl nennen. Stendhal

Ritterschläge

Immer klopft die Bosheit
da hin, wo es
der Schwäche wehe tut.
Baltasar Gracian

Gekränkter Stolz treibt
merkwürdige Blüten.
Arnold Zweig

Gestehe nur,
du seist ein Narr,
so geb ich zu,
du bist ein Held.
Christian Wernicke

Zusammengestoffelt

Es gibt Leute, die alle möglichen Tugenden in sich vereinigen, nur mit der Einschränkung, daß sie alle diese Tugenden auf fremde Kosten üben: sie sind verschwenderisch aus den Taschen anderer, mutig auf anderer Gefahr und klug mit anderer Geiste. Arthur Schnitzler

Höflichkeit ist bei vielen Leuten eine gesellschaftliche Grimasse, die sich verwandelt, sobald das geschädigte Eigeninteresse durchbricht. Honoré de Balzac

Der Schwächling ist immer bereit, sogar seine Tugenden zu verleugnen, wenn sie Anstoß erregen sollten. Marie v. Ebner-Eschenbach

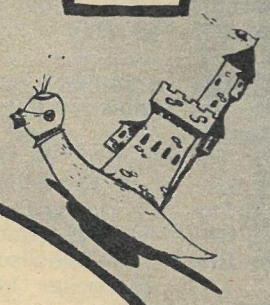
2 Wochenspruch

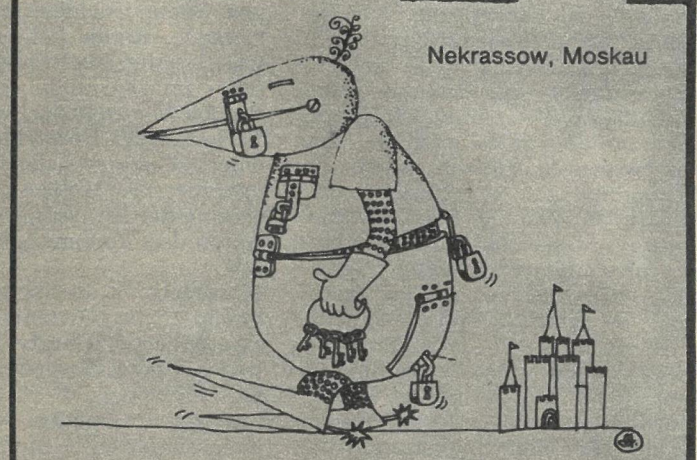
Wer grob ist, ist noch lange nicht stark.

Klug ist, wer seinen Witz verhehlt
Und bei den Frauen spielt den Toren.
Sie denken, wenn es an Verstand uns fehlt,
Wir hätten ihn um sie verloren.
Paul Heyse

Man kann nicht für seinen Mut einstehen, wenn man noch nie einer Gefahr ausgesetzt war. La Rochefoucauld

Personengebundener Burgschneck von Burgstett





Maul ist schärfer als ein Schwert.

„Gestatten Euer Gnaden?“ erkundigte sich d'Artagnan, als er zögernd das schwere Portal geöffnet hatte.

„Was ist Euer Anliegen?“ entgegnete Ludwig und legte mißmutig ein Kreuzworträtsel zur Seite. „Ein Gesuch? Und weshalb ist es nicht in der amtlich vorgeschriebenen Form abgefaßt? Weiterhin wurde die Waffenart nicht aufgeführt, der Name Eures Gegners fehlt ebenfalls. Ich kann auch den Anlaß zur Durchführung des Zweikampfes nicht finden. Wenn wieder einmal eine Frau dahintersteckt, dann formuliert freundlicherweise: ‚Aus familiären Gründen‘.

Außerdem vermisse ich die Empfehlung von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Mir scheint, Ihr habt die ‚Instruktionen zur Durchführung von Duellen‘ nicht gründlich studiert. Aber, aber, ereifert Euch nicht! Auch ich war einmal jung, heißblütig, wollte alles auf eigene Faust unternehmen, die Welt auf den Kopf stellen. Schreibt also das Gesuch noch einmal in drei Exemplaren und gebt es in der Kaderabteilung zur königlichen Siegelung ab! Vergeßt auch nicht, Eure Geburtsurkunde beizulegen, Eure Vermögensbescheinigung und eine Übersicht der Schulden sowie die Quittung über einen gekauften Sarg…

Was ist denn, mein Freund? Ist Euch die Lust am Duell vergangen? Das ist vernünftig. Dann geht wieder an Euer Tagewerk.“

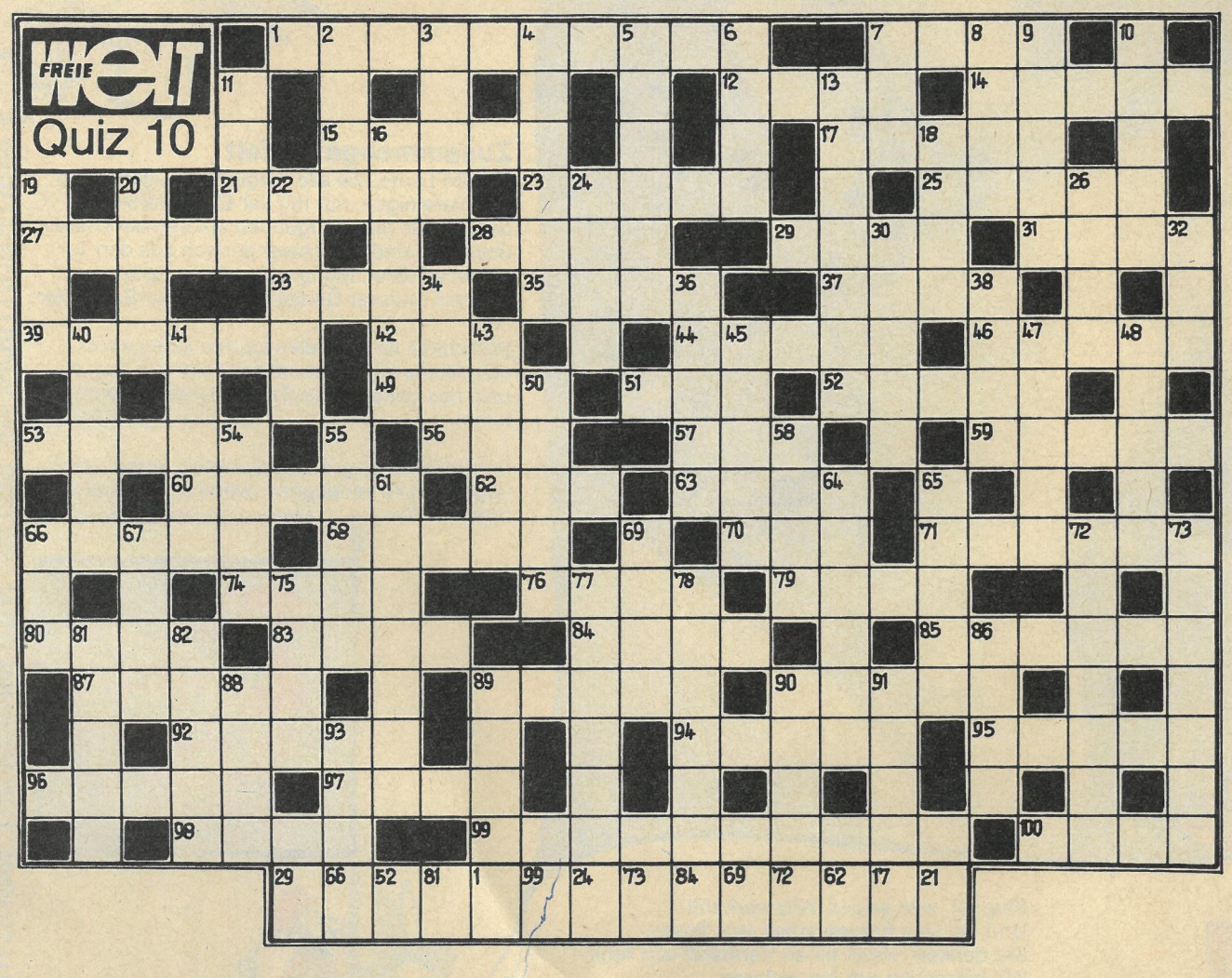
Nachdem sich d'Artagnan entfernt hatte, schüttelte der König den Kopf und murmelte: „Ich werde euch lehren, euch mit Nebensächlichkeiten abzugeben, statt den Tag mit nützlicher Arbeit zu verbringen.“ Und zufrieden vertiefte sich Ludwig erneut in sein Kreuzworträtsel.

Aus dem Russischen von Dieter Höhne

Jede männliche Schwäche entzückt den weiblichen Stolz. Alfred de Musset

Er war ein Kavalier
am Scheitel
und an der Sohle.
Kurt Tucholsky

Besessenheit ist die stärkste Waffe gegen die Trägheit. Fjodor Gladkow



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russischer Revolutionär, Bolschewik (1906 ermordet), 7. Vorratsraum unter Deck (seem.), 12. Schornstein, 14. Held aus Iolkos (griech. Sage), 15. Einfassung, Band, 17. Haushaltsgefäß, 21. Ruhemöbel, 23. kolchische Königstochter mit Zauberkräften (griech. Sage), 25. Lebensjahre, 27. sowjetischer Pianist von Weltruf (gest. 1974), 28. Luftbewegung, 29. Hauptstern im Sternbild Leier, 31. Gewässerrand, 33. Fluß in Italien, 35. Weinanbaustadt in Ungarn, 37. günstigster Zustand des Kulturbodens, 39. russisch-sowjetischer Maler und Kunsthistoriker (gest. 1960), 42. Meistergrad im Judosport, 44. Schiffstagereise, 46. deutscher Komponist, Schöpfer von Chor- und Instrumentalmusik (gest. 1920), 49. bayrisches Künstlerbrüderpaar, das Meisterwerke der barocken Sakralkunst schuf, 51. Nordwesteuropäer, 52. Gartenhäuschen, 53. Nebenfluß der Rhône, 56. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 57. buchhalterischer Begriff, Kontrollgröße, 59. Vorname des Schriftstellers Zola, 60. Fluß durch Rom, 62. Frauenname, 63. Vereinigung für Sport, Geselligkeit und Weiterbildung, 66. Fischfangrute, 68. Stadt in Mittelfrankreich, 70. englische Biersorte, 71. wissenschaftliches Streitgespräch, 74. Tragtier, 76. Frauenname (Kurzf.), 79. Kinderzeitschrift der DDR, 80. ein überschwenglich verehrter Mensch, 83. Frauenname (Kurzf.), 84. Masse der Verpackung, 85. andere Bezeichnung für das alte Königreich Burgund, 87. Stadt im Bezirk Magdeburg, 89. Provinzhauptstadt in Mittelitalien, 90. kurzärmliges Sommerbekleidungsstück, 92. Gemach, Raum (althochdeut.), 94. griechischer Buchstabe, 95. Hauptstern im Sternbild Adler, 96. SI-Einheit der elektrischen Kapazität, 97. polnische Bezeichnung für die Oder, 98. sowjetische Nachrichtenagentur, 99. Meßgerät zur Erforschung der Atmosphäre (Met.), 100. Autor des Romans „Professor Unrat".

Senkrecht: 2. deutscher Physiker, Schöpfer der Grundlagen für den Bau optischer Geräte, 3. Stimmzettelbehälter, 4. Naturwissenschaft, 5. Geschäftsbuch, 6. Fluß durch Leningrad, 7. Schiefer, Fels, 8. kleine Deichschleuse, 9. Stadt in der Estnischen SSR, 10. englischer Bildhauer und Grafiker (gest. 1986), 11. eine der Kleinen Sundainseln, 13. Staat in Westafrika, 16. Merkbuch, Schreibtafel, 18. kraterförmige Senke, 19. zeitkritisches Lied, 20. kalter Fallwind an der Adria, 22. See in Finnland, 24. schmaler Durchlaß, 26. Kletterpflanze, 30. Liebhaber, 32. Feld- und Waldtier, 34. Vegetationsinsel in der Wüste, 36. DDR-Ostseebad, 38. eine der Gezeiten, 40. Führer eines russischen Bauernaufstandes im 17. Jahrhundert, 41. Besatz, Einfassung, 43. dem Zenit gegenüberliegender Punkt der Himmelskugel, 45. SI-Einheit der magnetischen Flußdichte, 47. einer der Begründer Roms (Sage), 48. Stadt im Bezirk Cottbus, 50. Studentenspeiseraum, 54. Hast, 55. südostasiatisches Genußmittel, 58. Heldenstadt der Sowjetunion (südl. v. Moskau), 61. französischer Schriftsteller (gest. 1944), Autor des Dramas „Robespierre", 64. das Täuschen anderer zur Erreichung eigenen Vorteils, 65. Inbegriff höchster Vollkommenheit, 66. arabischer Männername, 67. alkoholisches Heißgetränk, 69. englischer Männername, 72. Gebietszentrum in der Ukrainischen SSR, 73. die Turkvölker in der Sowjetunion, 75. Ostseemeerenge, 77. sandiges flaches Ufer, 78. kurzer liedhafter Gesangs- oder Instrumentalsatz, 81. französischer Maler (gest. 1917), 82. Vermächtnis, 86. Währungseinheit in Iran, 88. sowjetischer PKW-Typ, 89. Trockengebiet im Nordwesten Vorderindiens, 90. Währungseinheit in mehreren lateinamerikanischen Ländern, 91. Teil der Erdoberfläche, 93. Göttin der Morgenröte (griech. Mythol.).

Die Schmetterlinge gehören unter den Insekten neben den Käfern zu den artenreichen Tieren, die besonders durch die Fülle der Formen, Farben und Zeichnungen auffallen. Besonders ausgeprägt ist die Färbung der Flügel der Falter. Sie zeigt eine erstaunliche Vielfalt. Auch der Schmetterling, dessen Name sich als Lösung unseres heutigen Preisrätsels ergibt, gehört zu den sehr farbenprächtigen Exemplaren aus der Familie der Satyridae.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 10 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 7. Juni 1989 (Datum des Poststempels).

Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 13/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

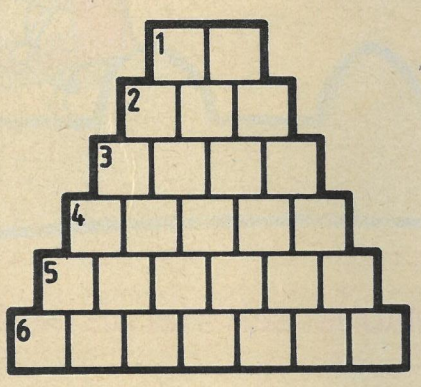
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Rätselpyramide

Ausgehend vom ersten gefundenen Begriff ist von Zeile zu Zeile jeweils ein Buchstabe hinzuzusetzen und durch Schütteln das nächste gesuchte Wort zu bilden:

1. veraltende Einheit der Fläche, 2. Nachtlokal, 3. Standvogel, 4. Frauenname, 5. Rennpferd, 6. Titelgestalt eines Romans von Bodo Uhse.



Füllrätsel

1. Spezialschiff, 2. Hundekrankheit, 3. Süßkartoffel, 4. jugoslaw. Stadt a. d. Neretva, 5. spanische Währungseinheit.

1 T	A				
2	T	A			
3		T	A		
4			T	A	
5				T	A

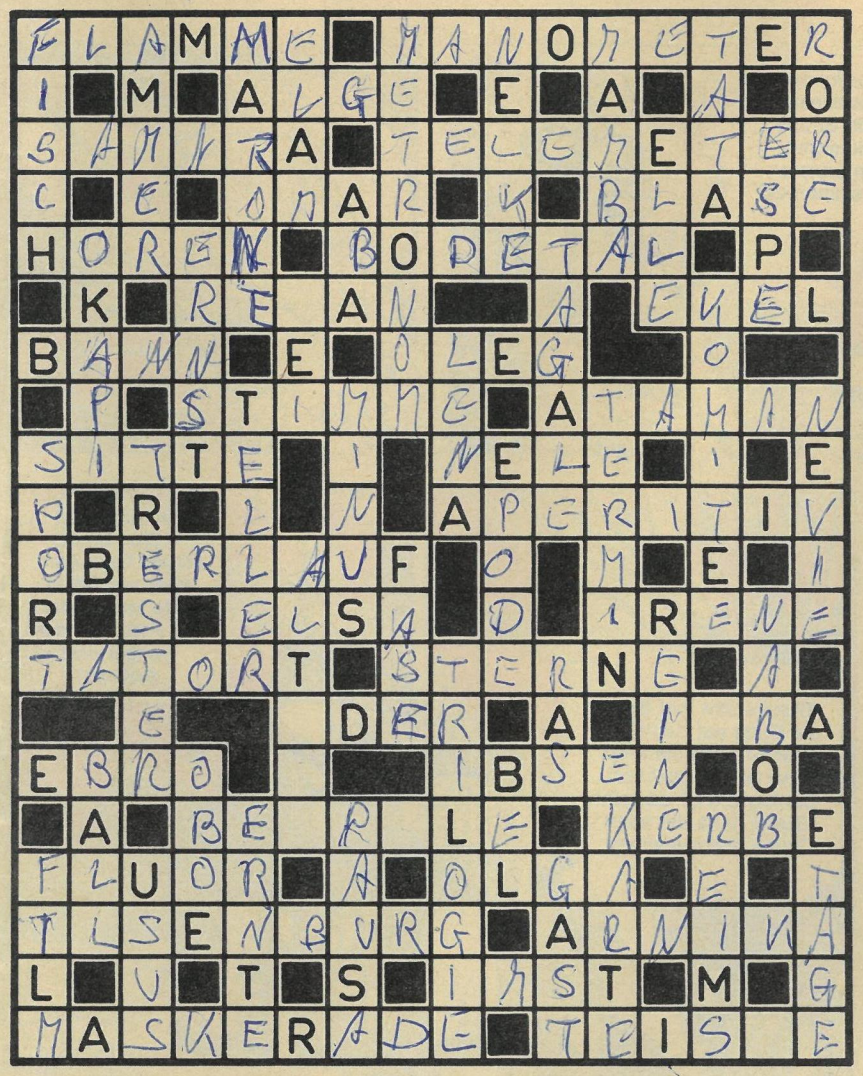
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03

Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
*
Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Ächtung, 2. Stockwerk, 3. alte Längeneinheit, 4. russisches Bauernhaus, 5. Gerät zur Entfernungsmessung, 6. Wassertier, 7. Sport- und Spielgerät, 8. Freundin Till Eulenspiegels, 9. Würde, Gesetztheit, 10. Gerät zum Druckmessen, 11. Gestalt aus der Oper „Eugen Onegin", 12. Subtraktionszeichen, 13. Abscheu, Widerwille, 14. Giftnatter Afrikas, 15. Verkleidung, Mummenschanz, 16. Fruchteinbringung, 17. Verwandter, 18. Autor des Dramas „Nora oder Ein Puppenheim", 19. Abschrägung einer scharfen Kante, 20. Naturschutzgebiet im Harz, 21. Finkenvogel, 22. Maß der relativen Lautstärke, 23. Gestalt aus der Oper „Rienzi", 24. Zitterpappel, 25. Stadt am Fuß des Brockens, 26. Hohlorgan, 27. altorientalischer Staat, 28. Besucher, 29. Fluß in Spanien, 30. Folge von drei zusammengehörenden Dichtungen, 31. Stadt in Österreich, 32. russischer Männername, 33. niedere Wasserpflanze, 34. Tau zum Zusammenholen des Segels (seem.), 35. Abschnitt eines fließenden Gewässers, 36. frankoflämischer Komponist (gest. 1565), 37. Sauberkeit (dicht.), 38. eine der Töchter des Königs Lear, 39. fotografisches Aufnahmematerial, 40. appetitanregendes alkoholhaltiges Getränk, 41. Gestalt aus der Oper „Abu Hassan", 42. altgriechische Dichtung, 43. chemisches Element, Gas, 44. kurzhalsige Giraffe, 45. Tempoanzeiger für das Musikspiel, 46. österreichischer Fotochemiker (gest. 1944), 47. Teil des Eßgeschirrs, 48. Erscheinungsform des Feuers, 49. Gewohnheit, Sitte, 50. leitender Ausschuß, 51. Holzblasinstrument, 52. grober orientalischer Wollstoff, 53. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen, 54. Schnittblume, 55. Angehöriger einer Sprach- und Völkergruppe in Asien, 56. Führer einer Kosakenabteilung, 57. festgesetzter Zeitpunkt, 58. Ort bei Merseburg, 59. DDR-Maler und Grafiker (geb. 1921), 60. Stelle, an der ein Verbrechen begangen wird, 61. Veränderungen am Organismus, 62. drei Göttinnen der Ordnung (griech. Mythol.), 63. Einschnitt, 64. alter äthiopischer Titel, 65. englischer Schriftsteller irischer Herkunft (gest. 1768), 66. Ort in Ungarn (westl. v. Budapest), 67. Strom in Sibirien, 68. wohlschmeckender Speisepilz, 69. Stadt im Norden Frankreichs, 70. Angehöriger eines indonesischen Volkes auf den Philippinen, 71. Gestalt aus der Oper „Lohengrin", 72. Körpertüchtigung, 73. Lautäußerung, 74. steinreicher Mann, 75. Arzneipflanze, Bergwohlverleih, 76. französisches Kartenspiel, 77. sowjetischer PKW-Typ, 78. ein Seevogel.

Schach

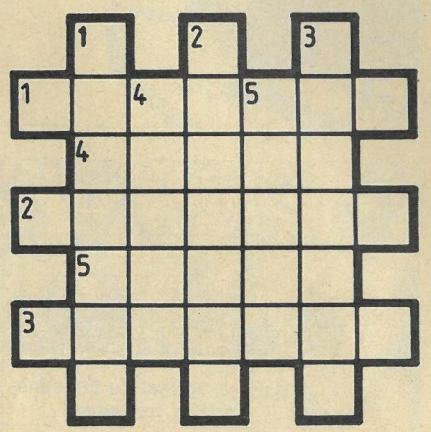
WM-Generalprobe

Die folgende Partie gewann Nana Ioseliani aus Tbilissi beim Großmeisterturnier in Baden-Baden, wo sie unter sieben männlichen Mitbewerbern einen geteilten 5. Platz belegte. Sieger: Vitali Zeschkowski (UdSSR) 10, Rajković (Jugoslawien) und Suba (Rumänien) je 8,5 Punkte.

SPANISCH, Ioseliani (UdSSR)–Pirrot (BRD): **1. e4 e5 2. Sf3 Sc6 3. Lb5 a6 4. La4 Sf6 5. 0-0 Le7 6. Te1 b5 7. Lb3 0-0 8. a4 b4 9. d4 d6 10. h3 S:d4 11. S:d4 ed 12. D:d4 c5 13. Dd3 Lb7 14. Sd2 d5 15. ed S:d5 16. Se4 Kh8 17. a5 f5 18. Sg3 f4 19. Sf5 Lf6 20. Td1 Dc7 21. L:d5 Tad8 22. Dc4 T:d5 23. T:d5 L:d5 24. D:d5 Td8 25. De6 Td1+ 26. Kh2 Dd8 27. L:f4! 1:0.** Nach 27. ... T:a1 28. Sd6 Df8 29. Sf7+ Kg8 30. Sh6+ Kh8 31. Ld6 Te1 (31. ... Da8 32. Sf7+ Kg8 33. Sd8+) 32. Sf7+ Kg8 33. Se5+ ist nichts mehr drin. „Baden-Baden" war Nanas nicht ganz gelungene Generalprobe für das WM-Duell mit ihrer Landsmännin, Titelverteidigerin Maja Tschiburdanidse.

Magische Figur

Die Lösungswörter sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:
1. Geschmack, Feinheit, 2. Losungswort der Französischen Revolution, 3. sittlich einwandfreie Charaktereigenschaften, 4. US-amerikanischer Mechaniker (gest. 1819), der die erste Hochdruckdampfmaschine baute, 5. Stadt in Rumänien (Banat).



Vorsetzrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils ein Buchstabe so voranzusetzen, daß sich neue Begriffe ergeben:
Ranke – Blage – Anker – Aster – Rakel – Orden – Karte.
Bei richtiger Lösung ergeben die vorgesetzten neuen Buchstaben – nacheinander gelesen – eine Munitionsart.

Auflösungen aus Heft 9/89

Kreuzgitter. Waagerecht: Katajew (29), Binse (15), Aral (11), Odeon (38), Rabat (40), Seife (45), Tee (53), Ines (24), Inka (25), Bantu (13), Ern (19), Ampel (9), Star (49), Leere (33), Senegal (46), Alibi (7), Mure (35), Altai (8), Aga (2), Staub (51), Kean (30), Radi (42), Ehe (18), Natal (36), Trier (56), Etage (21), Veto (57), Strom (52), Salamis (44).
Senkrecht: Kroki (31), These (55), Juni (27), Wagen (58), Bantam (12), iga (23), Starter (50), Oeser (39), Rebell (43), Finte (22), Nut (37), Kamelie (28), Ale (4), Spa (48), Ali (5), eau (16), Ede (17), Silber (47), Adana (1), Laterit (32), Bau (14), Marat (34), Rad (41), Akelei (3), Antos (10), Alarm (6), Ivens (26), Teil (54), Ero (20).

Magische Figur: 1. Martin, 2. Rennen, 3. Eede, 4. Tennen, 5. Idee, 6. Nenner.

Ohne Blindfelder. Waagerecht: 1. TASS (E,G), 2. Pedant (B), 3. Brom (E,G), 4. Riegel (B), 5. Ene (A,C,E), 6. Radar (F,H), 7. Ravel (A,C), 8. Aes (D,F,H), 9. Specht (G), 10. Aeta (B,D), 11. Abakus (G), 12. Stil (B,D).
Senkrecht: A) Tuba, Astat, B) Salep, C) Spor, Senat, D) Seminar, E) Rathaus, F) Zange, Test, G) Enkel, H) Stele, Saal.

Zum Selbstbauen. Waagerecht: Probe, Bloch, Plane, Aar, Rakel, Otte, Tata, Elis, Asam, Insel, Air, Tasso, Diele, Raabe.
Senkrecht: Papa, Omar, Ebert, Torkel, Thales, Lama, Atem, Oase, Triode, Taster, Isis, Alter, Asta, Robe.

Auflösung des Kreuzworträtsels Quiz 7 (Heft 7/89)

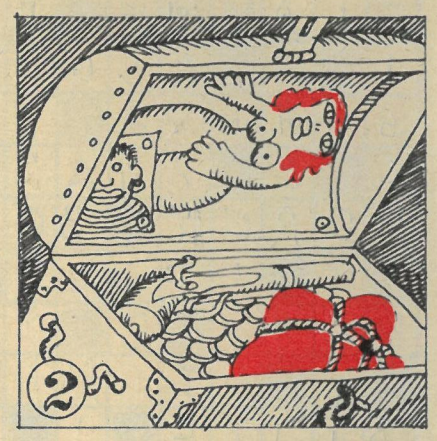
Waagerecht: 1. Radeberg, 6. Segel, 10. Milan, 13. Aitel, 14. Loki, 15. Elemente, 16. Iller, 17. Tadel, 18. Trust, 21. Eboli, 22. Veto, 23. Pentere, 26. Bel, 27. Sense, 30. Semmel, 31. Lorke, 33. Edel, 35. Angora, 37. Brie, 39. Saal, 42. Ananas, 45. Raserei, 48. Stange, 50. Stein, 52. Aken, 53. Lette, 54. Fender, 57. Teilung, 58. Irland, 61. Emir, 62. Onon, 64. Eintel, 66. Erne, 68. Zeder, 71. Letten, 72. Regie, 74. Ute, 76. Astarte, 80. Tula, 81. Ghana, 82. Selen, 85. Legat, 86. Aleel, 87. Kabinett, 88. Erna, 89. Rigel, 90. Alant, 91. Euler, 92. Drude, 93. Nereiden.

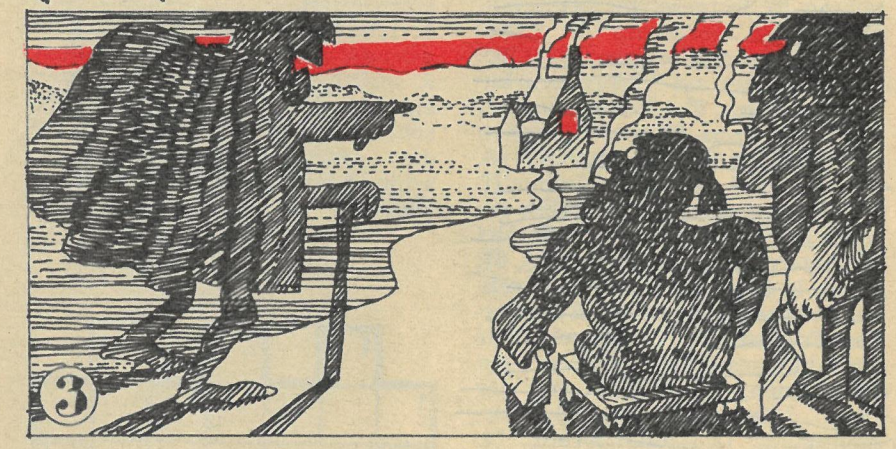
Senkrecht: 1. Riet, 2. Diele, 3. Brest, 4. Rater, 5. Giebel, 6. Seiler, 7. Elli, 8. Eleve, 9. Lorelei, 10. Mitose, 11. Loden, 12. Nelke, 19. Rhein, 20. Samen, 23. Plastron, 24. Negrito, 25. Err, 26. Bebel, 28. Elsa, 29. Stag, 32. Ossen, 34. Destille, 36. Aral, 38. Riester, 40. ANSA, 41. Leid, 42. Affe, 43. Anni, 44. Ase, 46. Akute, 47. Enge, 49. Ter, 51. Nenze, 55. Emse, 56. Drei, 59. Litze, 60. Niete, 63. Neuland, 65. Ist, 67. Retter, 69. Dahlie, 70. Ranken, 72. Ralle, 73. Gogol, 75. Talar, 77. Saale, 78. Amine, 79. Trend, 81. Gerd, 82. Stan, 83. Lias, 84. Neto.
Lösung: Roter Neonsalmler

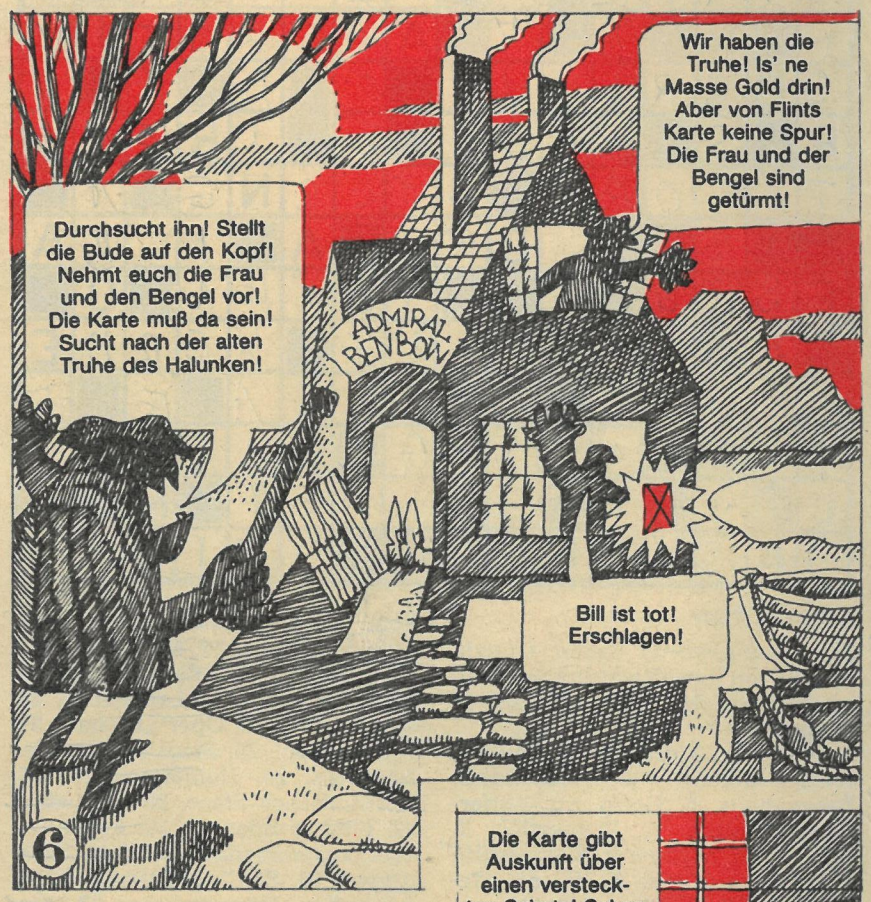
Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Walter Grützner, Sebnitz, 8360
2. Preis:
75.– M Wanda Rothbart, Damgarten, 2592
3. Preis:
50,– M Richard Bunselmeyer, Potsdam, 1580
4.–8. Preis:
je 25,– M Andrea Grau, Neubrandenburg, 2000; Karen Glüge, Berlin, 1120; Margarete Hoffmann, Halle/Saale, 4070; Karl Krieg, Erfurt, 5025; Ernst Schumann, Niederau, 8254.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

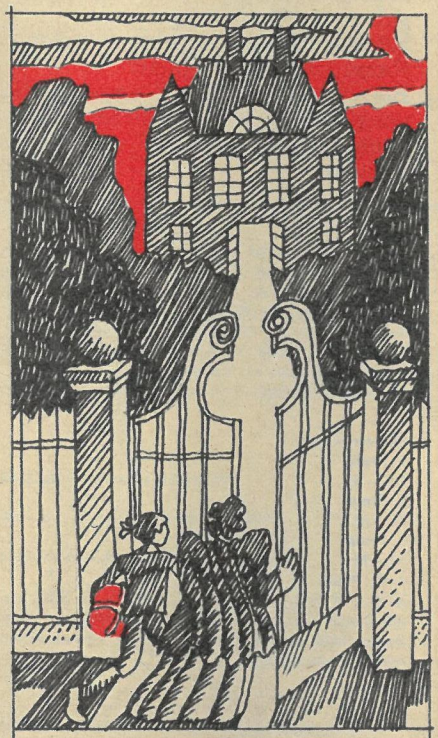
II. FLINTS KARTE

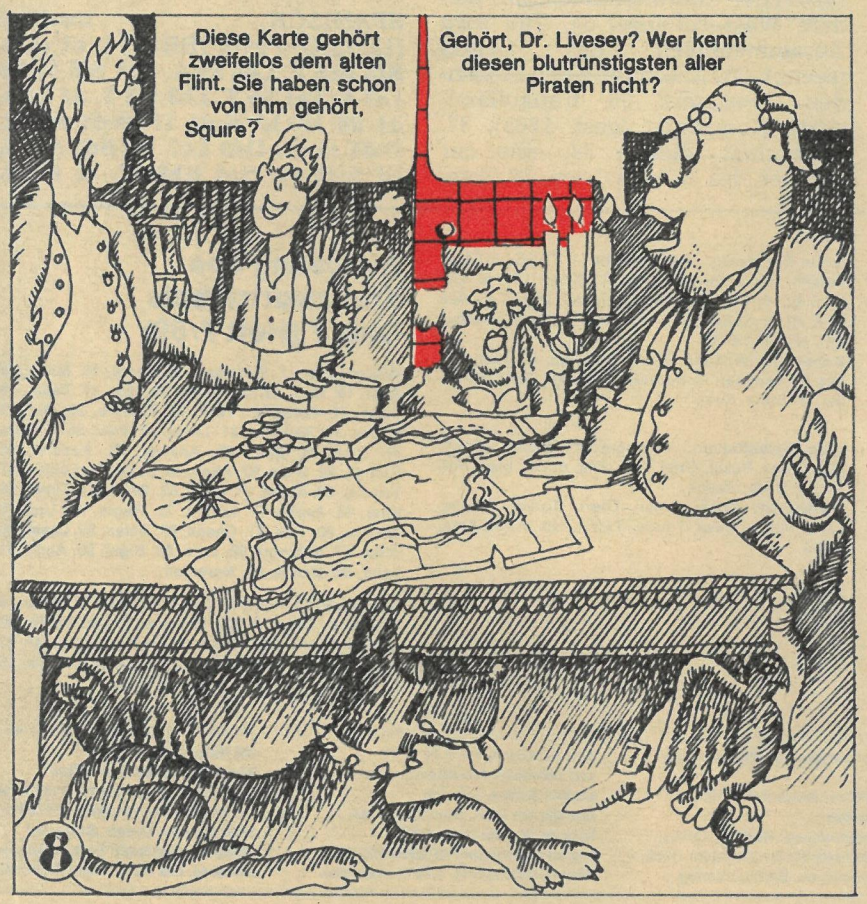






Die Wanduhr schlug eben zehn, da hörten wir zu unserem Entsetzen ein fernes, gleichmäßiges Klopfen, das immer näher zu kommen schien. Der Blinde!
4





Frei nach dem gleichnamigen Roman von R. L. Stevenson, gezeichnet von Andrej Nekrassow aus Moskau.

Wenn just am Schlußtag des Pfingsttreffens der FDJ auch noch die 42. Friedensfahrt nach Berlin kam, so war das ein Ehrengeschenk des Kalenders. Ein besonders schönes, zumal zwei Tage zuvor im zum Brechen vollen Stadion der Weltjugend die durch eine repräsentative Wahl ermittelten 40 besten und populärsten Sportler, Sportlerinnen und Mannschaften in der 40jährigen Geschichte der DDR gekürt wurden. Die schon mehr als dreieinhalb Jahrzehnte andauernde Popularität des Spitzenreiters dieser Umfrage ist, wo und wann auch immer, unüberhörbar: „Täve! Täve! Täve!" Gustav Adolf Schur. Zwischen 1953 und 1961 neunmal in Folge „DDR-Sportler des Jahres". Bereits zu unserem 30. Jahrestag populärster DDR-Sportler aller Zeiten. Damals, beim Nationalen Jugendfestival '79, in der Kongreßhalle am Alex umjubelt von Jugendlichen, die meistenteils entweder noch nicht geboren waren oder noch nicht zur Schule gingen, als ihr großer Schwarm Täve in den fünfziger Jahren zweimal Friedensfahrtsieger und zweimal Weltmeister wurde. Aber es waren ja nicht nur die sportlichen Siege, die Schurs immergrüne Popularität ausmachten. Der g a n z e Täve trug daran „Schuld". Was sagt er nun dazu?

Gab's da noch was?

Ich bin zwar sehr glücklich, doch beschäftigt mich die öffentliche Ehrenbezeigung, in den vier Jahrzehnten seit Gründung unserer Republik sei ich, Schur, d e r DDR-Sportler gewesen. Wer mich kennt, wird mir abnehmen, daß ich mich für einen solchen nicht halte. Das ist keine falsche oder gar geheuchelte Bescheidenheit, sondern Hochachtung vor den anderen. Und von den anderen gibt es viele.

Wenn ich mich an der Jubiläumswahl zum 40. Jahrestag hätte beteiligen können, wäre wohl Gerhard Grimmer m e i n Mann gewesen. Oder Matthes oder Wehling oder Cierpinski oder dieser Tausendsassa auf dem Rennrad, Ludwig? Oder die Damen vom Format einer Koch, einer Otto, einer Petzold? Angesichts von 4 930 Medaillen, die unser Land bisher bei Olympia, Welt- und Europameisterschaften erkämpfte, bin ich vielleicht so etwas wie ein Doyen all derer, die am Ende der Umfrage auf endlosen Listen namentlich aufgeführt worden sind. Oder anders gesagt, der Dienstälteste, der vor 36 Jahren erster „DDR-Sportler des Jahres", dann auch erster DDR-Friedensfahrtsieger und erster Weltmeister in einer Sportart wurde, die zuallererst durch die Friedensfahrt eine mich immer wieder aufs neue bewegende Popularität erlangte. Mein schönster Rekord: Ich war zwölfmal dabei!

Als ich bei fast einem Dutzend Umfragen nach den populärsten Sportlern auf dem ersten Platz einkam, habe ich mich oft gefragt, warum das so war und auch dieses Mal wieder so ist. Da ich jedesmal dem Urteil einer breiten Öffentlichkeit ausgesetzt war, selbst zu einer Zeit, da ich gar nicht mehr fuhr, wurde mir bewußt, daß dafür zwei Friedensfahrtsiege und zwei Weltmeistertitel allein nicht ausreichen konnten. Gab's da noch etwas?

Ich habe es nie vermocht, nur den Weltmeister zu leben und so zu tun, als reiche das allemal. Mir kam es immer darauf an, daß noch der Schur übrigblieb, wenn man den Weltmeister wegnahm und er sich auch noch sehen lassen konnte, wenn es magere Zeiten mit Niederlagen gab. W i e du gewinnst oder verlierst war mir wichtig. Und wenn ich über die Besten der Welt triumphierte, ging es mir um den Fingerzeig, was im eigenen wie im Leben der sozialistischen Gesellschaft mit Leistungswille und Begeisterung so alles bewerkstelligt werden kann.

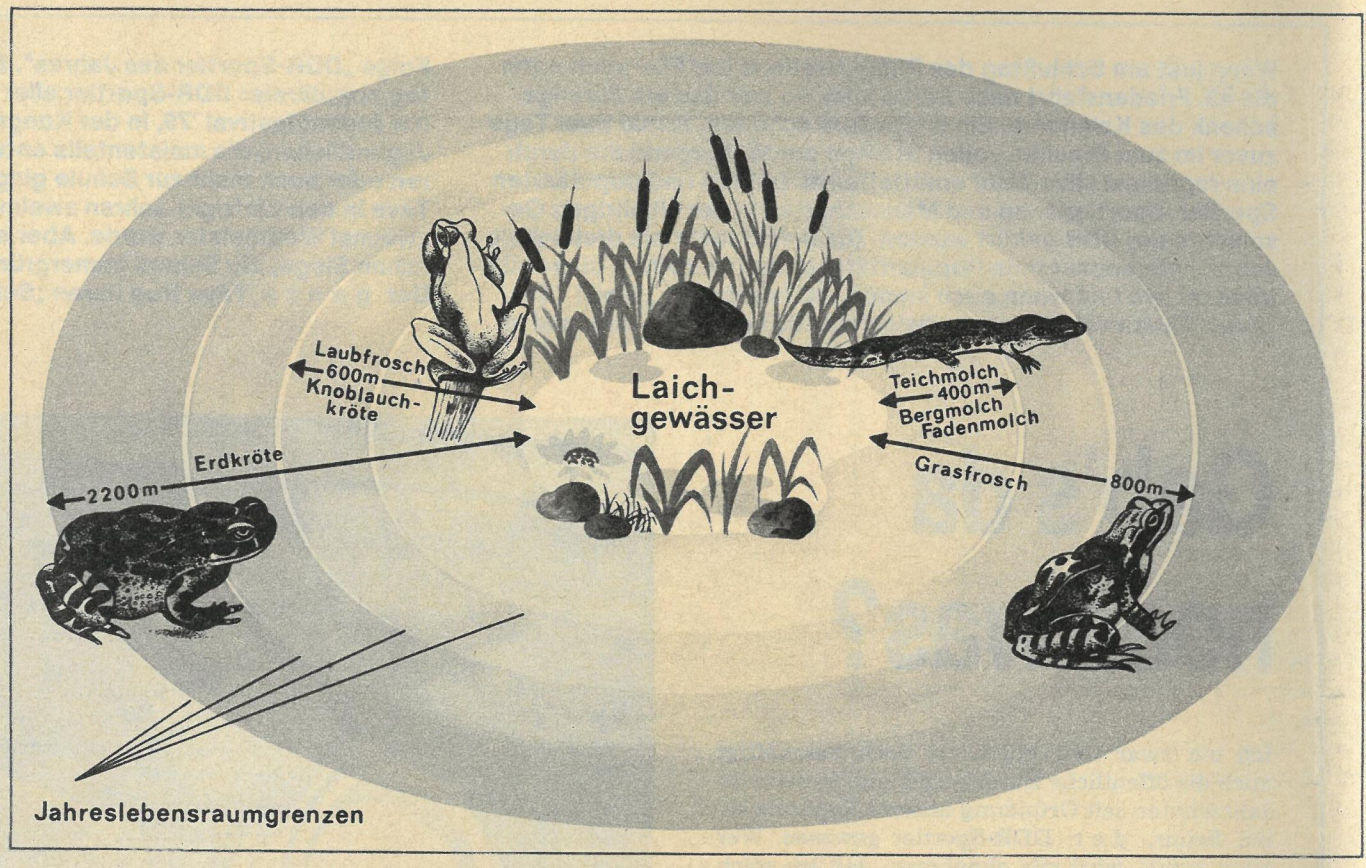
Mein Sohn Jan übrigens (mit mir auf dem Bild nebenan) hat mir für die Umfrage „DDR 40" wohl noch einen zusätzlichen Popularitätsschub gegeben. Jetzt ist ein Schur nämlich auch Olympiasieger...

Amphibien und Reptilien, Lurche und Kriechtiere – was lieben Sie an ihnen?

„Alles. Man kann einfach nicht anders, als sie gern haben, wenn man sie nur ein bißchen kennenlernt. Liebe, Verständnis, Achtung ihres Lebensrechts – dafür möchte ich werben als Anwalt dieser Tierklassen, denen gegenüber in weiten Kreisen noch immer, sagen wir es vorsichtig, eine schwer überwindbare, ganz und gar unverdiente Zurückhaltung besteht. Heute aber geht es nicht einfach um Gefühle der Sympathie oder des ‚Abscheus', sondern um die Rettung bei uns beheimateter Arten vor dem völligen Verschwinden."

Immerhin, fast alle nicht jagdbaren freilebenden Tiere stehen bei uns unter gesetzlichem Schutz...

„...der überall zur Richtlinie für das Verhalten der gesamten Bevölkerung werden muß. Viel zu oft trifft man noch auf ‚wilde' Mülldeponien in offener Landschaft, muß erleben, daß Kleingewässer – wichtige Lebensräume von Amphibien – durch unbedachten Umgang mit



Jahreslebensraumgrenzen

In diesem Heft neue Rücktitel-Serie:

Reich zu unseren

Abflüssen jeder Sorte, Gülle oder Silosickersaft biologisch vernichtet werden. Nicht zu vergessen: Jeder Erwachsene sollte sich für verpflichtet halten, Kindern und Jugendlichen Vorbild zu sein in der Einstellung gegenüber der Natur! An Amphibiengewässern finde ich immer wieder Spuren sinnlosen Wütens. Neben getöteten Kamm- oder Teichmolchen liegen Grünfrösche, Opfer von Schießübungen mit Luftdruckwaffen. Ganze Laichballen werden aufs Trockene geworfen, zertrampelt. – Sollte das nicht durch etwas mehr Bürgersinn und öffentliche Aufsicht zu verhindern sein?"

Sicher wollen Sie nicht sagen, Jugendliche wären an allem schuld.

„Selbstverständlich nicht. Zumal es bei solchen Beispielen ‚nur' um die Vernichtung von Einzeltieren geht. Hauptursachen für den rapiden Bestandsrückgang, der Lurche und Kriechtiere gleichermaßen betrifft, sind die Industrialisierung, intensiv betriebene Landwirtschaft und der dichte Ausbau des Verkehrsnetzes. Sie gefährden – am Anfang nahezu unbemerkt – Lebensgrundlagen einer ganzen Art, sogar Artengruppe."

Von „unbemerkt" kann wohl nicht mehr die Rede sein. Im Gegenteil: Den Gefahren für die Vielfalt belebter Natur begegnet vielerorts ein Aufgebot an guten Taten...

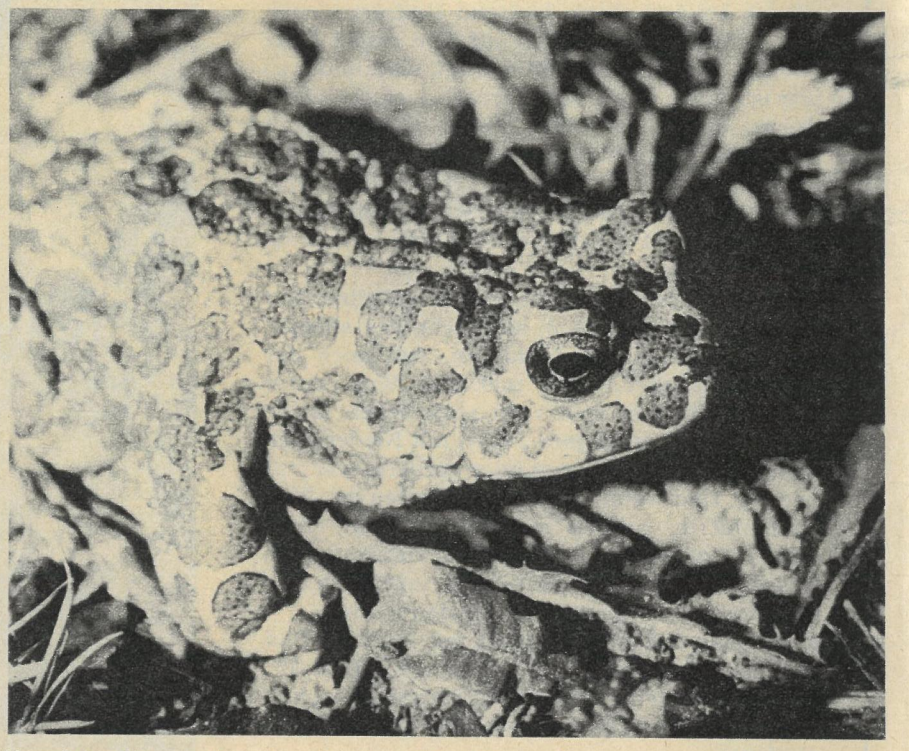
„Dabei kein Zufall, daß die bescheidene Tierwelt zu unseren Füßen wachsende Aufmerksamkeit findet. Schließlich gibt es im mittleren Europa keine freilebenden Elche oder Bären, denen man sich zuwenden könnte. Und – in meinen Augen besonders erfreulich – gerade die Jugend hat an den Bemühungen zum Schutz unserer Herpetofauna ihren Anteil. Biologisch orientierte Arbeitsgemeinschaften gibt es heutzutage fast an jeder Schule, nicht wenige haben sich der Sorge um Kleingewässer verschrieben. Pionierhäuser, Stationen Junger Naturforscher erfassen mit speziellen Aufträgen Amphibien- und Reptilienvorkommen der Umgebung. Nicht selten können aus solcher aufwendigen Kartierung durch ‚Laien' gezielte Schutzmaßnahmen abgeleitet werden."

In einer Pressenotiz wurde ein Anerkennungspreis für „Arnoldi-Schüler" genannt. Sagt Ihnen der Name etwas?

„Selbstverständlich. Es handelt sich um die Gothaer Arnoldischule, deren Schülerarbeitsgruppe für ‚Vegetationskundliche Untersuchungen im Landschaftsschutzgebiet Drei Gleichen' mit dem Ernst-Haeckel-Schülerpreis ausgezeichnet wurde. Im Uelleber Ried machten die jungen Naturschützer eine wilde Müllkippe wieder zum gesunden Biotop. In Tümpeln laichen verschiedene Lurche, im Schilf wohnen Ringelnattern, und auch Vögel wie der Rohrweih fühlen sich angezogen. – Ich meine, guter Wille zum Mittun beim Naturschutz ist reichlicher vorhanden, als wir zu nutzen verstehen."

So besteht noch die Aussicht, daß wir mit einer verhältnismäßig arten- und individuenreichen Herpetofauna ins kommende Jahrtausend eintreten?

„Das liegt ganz in unserer Hand. Lassen Sie mich zunächst etwas zur Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte sagen... In den Landwirtschaften der meisten europäischen Länder wurden veränderte Produktionsmethoden eingeführt; dieser bis heute nicht völlig abgeschlossene Wandel hatte, man kann es kaum anders ausdrücken, katastrophale Folgen für viele Organismengruppen. In bestimmten Regio-


Harmlos-nützliche Lurche – heute auf den Menschen angewiesen.

ALS GESPRÄCHSPARTNER UNSER AUTOR: DR. RER. NAT. WOLFGANG WENDT, Jahrgang 1954 – landwirtschaftliche Berufsausbildung mit Abitur – Studium der Biologie und der Chemie in Halle, danach Forschungsstudium im Bereich der Zoologie – Promotion über Aktivitäts- und Winterschlafverhalten des Feldhamsters – langjährige ehrenamtliche Mitwirkung im örtlichen Naturschutz, seit 1982 als Beauftragter für den Kreis Aschersleben – Beschäftigung mit Tierfotografie bereits als Schüler – Veröffentlichung wissenschaftlicher und populärwissenschaftlicher Beiträge (Bild und Text) in Journalen der DDR und sozialistischer Länder – als Forschungsstudent Teilnahme am Austausch von Hochschülern, die im Rahmen einer Vereinbarung zwischen der Komensky-Universität Bratislava und der Martin-Luther-Universität Halle Naturschutzgebiete der Partnerländer besuchen – gegenwärtig auf Einladung der Biologischen Gesellschaft der DDR Vorbereitungen zu einer Kaukasus-Exkursion.

Füßen

nannte Flurbereinigung, unter der die Kriechtiere zu leiden hatten. Durch den Fortfall von Wegrainen, Hecken und Feldgehölzen verloren sie ihre Zufluchtsstätten. Inzwischen stellte sich heraus, daß die am saubersten bereinigten Felder oft am anfälligsten gegen Bodenerosion sind. Flurgehölz ist wieder ‚in', selbst bei Meliorationsbetrieben bürgern sich Begriffe wie ‚landschaftserhaltend' oder ‚biofreundlich' ein."

Man könnte sich vorstellen, daß ein leistungsstarker Betrieb, Bauunternehmen oder LPG, schon mit geringem Aufwand in der Lage wäre, örtlichen Naturfreunden unter die Arme zu greifen ...

„Vorbildliches leistet das Meliorationskombinat Rostock mit seinen ‚Projektierungsrichtlinien und Wiederverwendungsunterlagen zur Schaffung und Erhaltung von Kleinbiotopen für Amphibien und Reptilien'. Allein dieses echte Neuererprojekt, republikweit angewandt und auf die jeweiligen Verhältnisse abgestimmt, könnte vieles verbessern im Befinden unserer nackthäutigen oder beschuppten Freunde. In diesem Sinne handelt auch die Bergbaudirektion, die im Bezirk Leipzig den ehrenamtlichen Feldherpetologen Geldmittel und technische Kapazität zur Verfügung stellt, damit für Dorfteiche und Wiesenweiher, die mitsamt den Gehöften der Braunkohle weichen müssen, ein angemessener Ersatz geschaffen wird."

Im Gespräch ist der Begriff des „Jahreslebensraumes" bestimmter Tierarten; was hat man darunter zu verstehen?

„Es handelt sich – bei ortsgebundenen Arten – um die innerhalb eines Jahres von Einzelindividuen maximal durchschrittene Kreisfläche. Ihre exakte Kenntnis ist wichtig für den wirksamen Schutz der jeweiligen Art. Soll zum Beispiel an einem Amphibienlaichgewässer in 500 Meter Entfernung eine Straße vorbeigeführt werden, blieben Molche oder Geburtshelferkröten durch die neue Trasse unbehelligt; dagegen wäre – wegen größerer ‚Wanderfreude' – mit Verlusten bei Gras- und Springfröschen wie auch bei Erdkröten zu rechnen."

Trotz zählebiger Vorurteile vor allem gegenüber Kröten (ohne Beschönigung: einem Rest mittelalterlich-finsterer Denkweise!) entwickelt sich die alljährliche Hilfestellung für Laichwanderzüge von Amphibien zu einem allgemein beachteten Ereignis.

„Ja, Plastezäune und ‚Krötenfallen' an Fernverkehrsstraßen – man nimmt sie zur Kenntnis, wenn auch oft nur als Kuriosität versponnener Leute. Doch gerechterweise muß man sagen, daß die Zahl der Naturfreunde zunimmt, die sich unter dem Dach der ‚Gesellschaft für Natur und Umwelt' zum Teil in eigenständigen Fachgruppen des Kulturbundes zusammengefunden haben und durch engagierte Freizeitforschung neue Erkenntnisse zur Biologie wie auch zu den Schutzbedürfnissen gefährdeter Arten erarbeiten. Ohne die ‚bestandsstützende Aktivität' von Reptilienfreunden würde man auf dem Gebiet der DDR die prachtvolle Smaragdeidechse wohl vergeblich suchen; feucht-kalte Sommer hätten unsere vereinzelten Vorkommen an der nördlichen Verbreitungsgrenze dieser Form längst ausgelöscht. So aber konnte durch Erbrütung abgelegter Eier unter dem Schutz des Menschen die notwendige ‚Reproduktion' der freilebenden Bestände bisher gesichert werden."

Wie steht's um Lurche und Kriechtiere in Nachbarländern?

„Zu einem Teil besser (wegen größerer, noch wenig beeinträchtigter Territorien), zum anderen wachsen dort ähnliche Probleme heran. In Ungarn unterstützt der Bürgerklub ELTE die Maßnahmen der Naturschutzbehörden zur Erhaltung heimischer Lurche. In zwei Regionen wurden während der Laichwanderzeit über 2000 Exemplare von Amphibien aus acht Arten vor dem Straßentod bewahrt – außer Erdkröten auch Springfrösche, Laubfrösche und andere im Land geschützte Formen.

Gibt es überhaupt noch etwas zu forschen bei unserer artenmäßig begrenzten Herpetofauna?

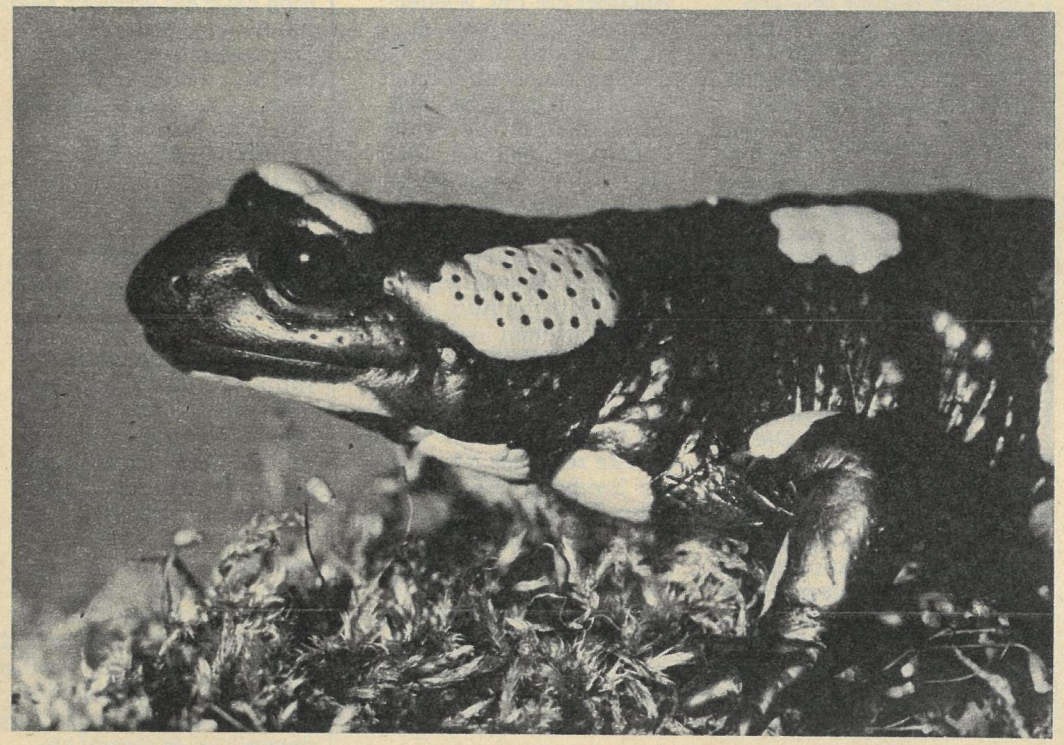
„Aber ja. So konnten in Kooperation zwischen der Polnischen Akademie der Wissenschaften (Professor Berger, Poznań) und dem Museum für Naturkunde der Humboldt-Universität zu Berlin (Dr. sc. Günther) neue Erkenntnisse über den Wasserfrosch gewonnen werden, den man erst verhältnismäßig spät als Hybriden von Seefrosch und Kleinem Teichfrosch erkannte. Zielgerichtete Kreuzungsexperimente erbrachten bemerkenswerte Aussagen zur Vitalität, der ‚Lebenstüchtigkeit', solcher natürlich entstehenden Hybridformen."

Zum Abschluß: Welche Literatur würden Sie Lesern empfehlen, die von der Herpetofauna etwas mehr wissen wollen?

„Zum Beispiel ‚Lurche und Kriechtiere Europas' (Neumann Verlag). In dem gut illustrierten Band sind alle europäischen Vertreter berücksichtigt (nach derzeitiger Kenntnis 58 Lurche und 141 Kriechtiere). Die DDR hat bei Amphibien einen Anteil von 19, bei Reptilien – wegen weniger günstigen Klimas – von nur neun Arten. Für die FREIE WELT-Folgen wurden relativ häufige, meist in weitem Areal anzutreffende Formen ausgewählt. Manchem vielleicht eine Anregung, sich beim nächsten Familienausflug oder auf Urlaub etwas genauer umzusehen in der Landschaft zu seinen Füßen ..."

Gespräch: Hans Frosch
Dr. Wendt (Fotos);
J. Arfert (Zeichnung)

Dr. Wendt – aus dem herben Alltag eines Naturschützers ...



Unratfreie Laichgewässer – lebensnotwendig für Salamander und Kröte.

Mit Interesse verfolge ich die numismatischen Mitteilungen in Ihrer Zeitung. Könnten Sie nicht noch ausführlicher über Neuerscheinungen berichten? Bei meiner vorjährigen Mittelasienreise wurde mir klar, wie unvollständig meine Übersicht über sowjetische Münzen ist, da es wenig Fachliteratur dazu gibt. In einer usbekischen Tageszeitung wurde berichtet, daß anläßlich der Feiern zur 1000jährigen Christianisierung Rußlands ein umfangreicher Münzsatz erscheint.

Dr. Bernd Stroehmann, Berlin

Denkmünzen hoch im Kurs

1

3

2

4

Gedenkmünzen, die im Gegensatz zu den Kurs- oder Umlaufmünzen in wesentlich geringerer Auflage erscheinen, sind interessante Erinnerungsstücke an das Wirken bedeutender Persönlichkeiten, geschichtliche und kulturelle Ereignisse. Es ist kein Wunder, daß sich immer mehr Menschen dem Sammeln und Studium solcher Münzen zuwenden. Dies wird durch deren hohen künstlerischen Wert und ihre ausgezeichnete Prägequalität noch unterstützt. Die UdSSR gibt erst seit 1965 Gedenkmünzen in Neusilber (Kupfer-Nickel-Legierung) und verschiedenen Edelmetallen wie Gold, Silber, Platin und Palladium heraus. Die preiswertere und haltbarere Neusilber-Legierung ersetzte in letzter Zeit allgemein in der Welt das Silber, dessen Preis auf dem Weltmarkt stark anstieg. Die Anzahl der Neusilber-Gedenkmünzen ist inzwischen auf mehr als vierzig angewachsen. So entstand ein kleines Sammelgebiet, das sich als lehrreich, preisgünstig und ausbaufähig erweist. Nachdem in der Serie „70. Jahrestag der Oktoberrevolution" die erste Fünf-Rubel-Gedenkmünze der UdSSR in Neusilber aufgelegt worden war, folgten in dieser Wertstufe und Legierung im Oktober 1988 drei weitere, die wir hier etwas näher vorstellen möchten. Abbildung 1 zeigt ihre gemeinsame Wappenseite, Abbildung 2 die Bildseite der ersten Münze mit dem Denkmal Peters I. in Leningrad. Die Jahreszahl 1782 kennzeichnet die 100. Wiederkehr der Thronbesteigung durch Peter I. und das Jahr der Denkmalsenthüllung. Links im Hintergrund ist die Kathedrale der Peter-Pauls-Festung erkennbar. Die Sophien-Kathedrale in Kiew (3) bildet das Motiv der zweiten Münze. Im Jahre 1037 von Fürst Jaroslaw dem Weisen begründet, bildete die Kathedrale den politischen und kulturellen Mittelpunkt der alten Rus als Residenz der Metropoliten und Krönungsstätte der Großfürsten. Die dritte Münze zeigt das Nowgoroder Denkmal „Tausend Jahre Rußland" (4). 1862 eingeweiht, erinnert es an die wesentlichen Entwicklungsabschnitte Rußlands seit der legendären Staatsgründung 862 durch den Warägerfürsten Rurik bis zu Peter dem Großen.

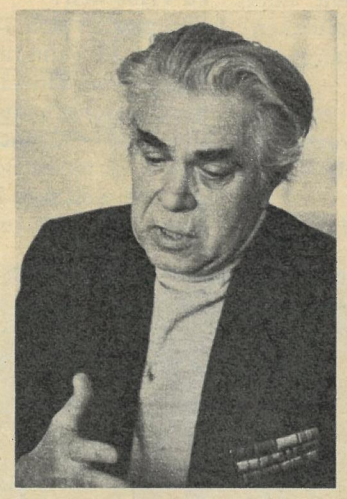
Heinz Neumann

Der Spatz von Kaluga

„Die Meininger" – das seinerzeit bedeutendste deutsche Schauspieltheater – reformierten Ende des vorigen Jahrhunderts nicht nur das europäische Theater, sondern gastierten auch von 1874 bis 1890 in 39 Städten, unter anderem in Petersburg, Kiew, Odessa und Moskau. In das 200 Kilometer südlich von Moskau gelegene Kaluga allerdings reisten sie erst in unseren Tagen. Seit fast zehn Jahren verbindet das Kalugaer Schauspieltheater „A. W. Lunatscharski" und das Meininger Theater ein Freundschaftsvertrag. Aus diesem Grunde kam Anfang des Jahres das Theater von der Oka an die Werra, gastierte mit Gogols „Die Heirat", dem Ein-Personen-Stück „Edith Piaf" und einem Wladimir-Wyssozki-Liederabend. Bravo-Rufe und begeisterten Beifall gab es für Galina Kasakowa, die Autorin und Darstellerin der szenischen Montage „Edith Piaf", von ihr in deutscher Sprache dargeboten (siehe Foto). In einem knappen Jahr hatte sie sich, die ansonsten kein Wort Deutsch versteht, das Stück zusammen mit einer Dolmetscherin erarbeitet. Daß Galina Kasakowa die große französische Sängerin verehrt und mit dieser Rolle auf der Bühne lebt und fühlt, übertrug sich wie eine magische Kraft auf uns Zuschauer.

Carola Scherzer, Meiningen

Wieder ist Mai



Zweimal habe ich mich auf den Weg nach Berlin begeben... Beim ersten Mal kam ich nur bis zur Weichsel. Das war 1944. Am Flußübergang wurde ich schwer verwundet. Nach unserem Sieg habe ich an einer Fachschule für industrielle Formgestaltung studiert und bis zu meiner Pensionierung für den Moskauer Kunstfonds gearbeitet. Langsam war damals der Krieg meinem Blickfeld entschwunden. Doch 1970 wurde ich wieder an alles Durchlebte erinnert. Komsomolzen zweier Moskauer Stadtbezirke hatten beschlossen, zum 100. Geburtstag von Lenin eine Auto- und Motorradfernfahrt auf den Spuren unserer Volksdivision durchzuführen. Mich baten sie, ein Lenin-Porträt als Gastgeschenk anzufertigen. Und so machte ich mich zum zweiten Mal auf den Weg nach Berlin. Den 9. Mai 1970 erlebten wir in dieser Stadt, Kriegsveteranen und Komsomolzen; nicht als Sieger, sondern als Freunde bei Freunden. Wir sprachen davon, daß es darauf ankommt, in Frieden und Freundschaft mit allen Ländern, ohne Krieg und ohne Angst, zu leben. Viel Zeit ist seitdem wieder vergangen, doch meine Erinnerungen an die Kriegsjahre und die Reise nach Berlin lassen mir keine Ruhe. Es ist Mai, und die Worte meines Regimentskommandeurs im Sommer 1942 kommen mir in den Sinn: „Laßt uns auch so kämpfen und leben, daß wir uns nicht schämen müssen, den Menschen in die Augen zu schauen..."

Michail Tschumakow, ehemaliger Gardesoldat, Moskau

Wildkatzen hautnah

Ihre Zoobeiträge wie „Guten Tag, Elefant!" (FW 8/89) lesen wir gern. Während eines Urlaubs in Wernigerode besuchten wir das Wildgehege im Christianental. Eine Vielzahl von einheimischen Tieren hat dort in großzügig angelegten Freigehegen und Käfigen eine neue Heimat gefunden. Besonders gefiel uns ein europäisches Wildkatzenpärchen. Interessant war das Verhalten von Kater und Katze zueinander. Wir konnten uns davon überzeugen, daß die Wildkatze ein ausgesprochener Einzelgänger ist. Besonders der Kater faszinierte uns, so daß wir ihn einige Male – auch mit der Kamera ausgestattet (Foto) – besuchten. Obwohl wir Zoologische Gärten und Tiergehege bisher mit gemischten Gefühlen betraten, kamen wir zu der Erkenntnis, daß wir dem Kater nie begegnet wären, gäbe es nicht diese Einrichtungen.

Sonja Drechsler, Frankenberg

Tatsächlich, die europäische Wildkatze (Felis silvestris) kommt in unseren Gegenden nur noch vereinzelt vor. Immerhin sind auf dem Territorium der DDR etwa achtzig Ansiedlungen (Weibchenreviere) zu verzeichnen, die doppelte Anzahl gegenüber 1976. Doch muß ein Wanderer im Harz oder am Kyffhäuser schon großes Glück haben, wenn er einmal ein so „heimliches" Tier wie eine Wildkatze oder das männliche Pendant, den Kuder, für Augenblicke zu Gesicht bekommen sollte.

Vertrauen schaffen

Die Ausführungen über Charlie Chaplin („Der große Friedenshetzer", FW 7/89) machen mir deutlich bewußt, wie er sich in seiner Filmarbeit gegen Kriegstreiber und für den Frieden engagiert hat. Wie wahr ist es doch geworden, was er nach seiner Auszeichnung mit dem Internationalen Friedenspreis gesagt hat: „Die Nationen werden diese Probleme niemals in einer Atmosphäre des Hasses und des Mißtrauens lösen..." Es beein-

druckt mich sehr, daß gerade der Repräsentant des ersten sozialistischen Landes der Welt die Menschheit dazu aufruft, für friedliche Koexistenz, friedlichen Wettbewerb und den Dialog mit Andersdenkenden einzutreten. Schade, daß Chaplin das nicht mehr erlebt. Der allgemeine Wille zum Leben wird eine gemeinsame Sprache prägen.

Hilde Resch, Dresden

Besonders La Habana

Ich lese (leider) zuwenig, doch die FREIE WELT 6/89 hat mich gefesselt, besonders der Beitrag über die Restaurierung der Altstadt von Havanna „La Giraldilla".

Annerose Höche, Döhlen

Lochmuster stört

Leider mußte ich wieder einmal einen Kosmosbeitrag wegen der Leserforum-Preisfragenmarke zerschneiden. Geht es nicht anders?

Gretel Paul, Torgau

Mir tut es leid, Bilder zu zerstören. Ich verborge meine Zeitung an Rentner, die sich auch noch daran erfreuen sollen.

Rolf Kunath, Göltzscha

Wieder war die FW voller interessanter Artikel; außer „Ein Dorf kommt aus den roten Zahlen" fesselte uns in Heft 4/89 „Die Geschichte der Troika", „Das steinerne Wunder", „Der Sonne ein Stück näher?" ... also einfach alles. Dafür unser Dank! Aber läßt es sich nicht einrichten, daß die „Marken" für Preisfragen am Rand erscheinen?

Barbara Leudert, Dresden

Mein Enkelsohn sammelt Tierbilder. Die Marke kann ich diesmal nicht ausschneiden, der Große Panda auf der Rückseite (FW 4/89) hätte ein Loch im Genick.

Elvira Fehland, Berlin

Aus drucktechnischen Gründen lassen sich die Marken leider nicht am Zeitungsrand unterbringen. Verzichten können wir auch nicht darauf – sie erleichtern der Post und uns bei den vielen Tausenden von Postkarten das Sortieren. Unser Kompromißvorschlag: Wer durchaus einmal nicht schneiden möchte, schreibt wie Frau Fehland (s. o.) einen kurzen Vermerk auf seine Karte, warum diesmal die Marke fehlt. Auch solche Karten kommen in die Auslosung.

1

Kinder–Glück

„Bilder der Kinder schaut man sich stets mit einem Lächeln an!" So stand es im Brief von Familie Musch, Bautzen, zur Leseraktion „Ein Foto aus meinem Leben". Deshalb zum Kindertag ein Nachklang unseres Bilderbogens nach dem Motto „Klein, kleiner, am kleinsten":
Conrad Stegemann, Dessau: Ein Schnappschuß, 30 Jahre alt (1); Jaime Chambe, Moçambique, z. Z. Tangerhütte: Meine Tochter Sandra-Necita, im Juni 1988 in der DDR geboren (2);

2

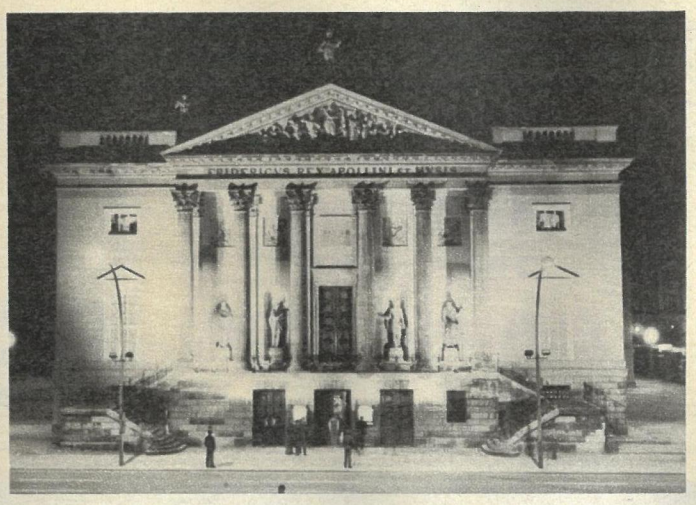
3

4

5

6

Lutz Schaarschmidt, Potsdam: Unsere Jungs Norman und Björn, ein Jahr sind sie auseinander (3); Sabine Schütze, Coswig: Juliane mit acht Monaten, voller Temperament auch heute noch (4); M. Nortmann, Berlin: Robert und Julchen an dem Tag, als Mutti aus der Klinik kam (5); Erna Fischbach, Sachsenbrunn: Ein Kinderbild von mir, da war ich etwa vier, jetzt bin ich 86 Jahre alt (6).



Bühnenbilder

So war es richtig in Folge 5 (Salome): Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff. Es gewannen: 100 Mark – OMR Dr. O. Fleischhauer, Strausberg; 75 Mark – J. Schröder, Berlin; je 50 Mark: E. Schwarz, Vetschau; G. Neuendorf, Berlin; R. Hawelka, Seehausen.

Vorhang auf!

Die Deutsche Staatsoper in Berlin Unter den Linden (oben) ist ein Meisterwerk Knobelsdorffs. Durch viele Umbauten war nur noch wenig von der alten Form erkennbar. Im Krieg wurde sie durch Bomben zerstört. Nach einem Entwurf Richard Paulicks entstand 1955 der Bau neu in Annäherung an seine originale Gestalt. Am 4. September 1955 hob sich der Vorhang zu Wagners „Meistersingern von Nürnberg".

Horst Teschendorf, Groß Pankow

Unvergeßliche Kunsterlebnisse habe ich in diesem schönen Haus gehabt und beim Wiederaufbau selbst mitgeholfen, die Trümmer zu beseitigen.

Erika Adler, Berlin

Übrigens waren wir von der Bühnendekoration zu „Salome" sehr beeindruckt und empfanden das leuchtend rote Gewand der Salome als gelungen.

Ursula Siebert, Hohen Neuendorf

Wer schreibt uns?

A. Korobejnikow, 32 Jahre alt, Diplomingenieur, Interessen: Sport, Musik, deutsche Sprache, sucht Briefreunde. UdSSR, 197 101 Leningrad, Bolschoi prospekt d. 57, kw. 15

Swetlana Sowa, 16 Jahre alt, sammelt Künstlerfotos. UdSSR, 105 077 Moskau, Ismajlowski bulvar 75/17, SchISP-Nr. 9

Sergej und Olga Sadkow, Ehepaar, Hobby: Briefmarken. UdSSR, Donezkaja oblast, 343 929 Kramatorsk 29, abonentny jaschtschik Nr. 2

Rutjanis Bloshe, 20 Jahre alt, Sportler, Interessen: Musik, Natur, Kino, sammelt Kalender, Abzeichen, Künstlerfotos, Aufkleber, Münzen, UdSSR, Litauische SSR, Kedainski rajon, p/o Gudshjunai, d. Djawinduonjai

Viktor Kurinnoi, 29 Jahre alt, Schmelzer, verheiratet mit fünfjährigem Sohn, sucht Briefkontakt zu junger Familie. Interessen: Geschichte, Literatur, Musik, Reisen. UdSSR, Charkow-141, ul. Klotschkowskaja 197, kw. 422

Natalja Silenok, 28 Jahre alt, Interessen: Literatur, Musik, Natur, Tiere. UdSSR, 250 011 Tschernigow, ul. Schtschorsa d. 68 a, kom. 104

Preisfrage

Heft 10/89

Wer hat den Begriff „Roboter" zum ersten Mal verwendet?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 13/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 7. Juni 1989. Auflösung von Heft 7/89: Charlie Chaplin. Wir gratulieren Hans Rudoff, Wandlitz.

Redaktion: Helga Bengtson, Ingrid Buchholz; Fotos: Siegfried Handke (4), privat (7), Volkmar Billeb, Uwe Völkner

PROBLEME
PARTNER
PERSPEKTIVEN

Ein Beitrag von Utz Hoffmann (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)

Ergebnis von Direkt

Laser

Haucht ein Raucher in den Lichtstrahl eines mikroskopisch kleinen Diodenlasers (Foto rechts, stark vergrößert), so kann mit hochsensibler Meßtechnik eine Erhöhung des Kohlenmonoxid-Gehalts der Atemluft noch zehn Stunden nach der letzten Zigarette ermittelt werden. Auf Lasertechnik basierende Geräte, wie auf unserem Foto an einer Straße in Moskau, sollen helfen, in beiden Ländern großräumig Schadstoffe zu überwachen und neue umweltfreundliche Technologien zu entwickeln.

beziehungen zwischen Moskauer und Berliner Physikern:

loten dicke Luft

Am frühen Nachmittag steigt der Verkehrsstrom im Zentrum Moskaus stark an. Auf einer Grünfläche am Rande einer viel befahrenen Straße verfolgen wir ein Experiment. Mitarbeiter des Zentralen Konstruktionsbüros für unikale Geräte der Akademie der Wissenschaften der UdSSR bauen ein Trassenmeßgerät für Kohlenmonoxid (CO)-Konzentration in der Atmosphäre auf. Der Abstand zwischen Diodenlaser und Reflektor kann bis zu etwa 1,2 Kilometer betragen. Unserem Fotografen zuliebe stehen beide Stative heute dichter beieinander. Der Spiegel wirft den infraroten, für den Menschen nicht sichtbaren und auf Grund seiner schwachen Leistung völlig ungefährlichen Laserstrahl an seinen Entstehungsort zurück. Dort wird kontinuierlich aufgezeichnet und mit dem Computer ausgewertet. Das AGL 2 – so heißt das Gerätesystem – ist so genau, daß es gelingt, ein einziges CO-Molekül unter mehr als einer Milliarde anderer Moleküle aufzuspüren. Bisher existieren in der Sowjetunion nur drei Prototypen der Trassenmeßeinrichtungen. Während unseres Besuchs wird eines in Indien, das andere in Bulgarien getestet. Auch das dritte AGL 2 soll wieder auf eine Exkursion gehen. Wir haben also Glück, das Gerät in Funktion zu erleben.

Mit seinen klassizistischen Säulenportalen erinnert das in den fünfziger Jahren errichtete Hauptgebäude des Lebedew-Instituts (FIAN) an ein gutbürgerliches Kurhotel. Professor Alexander P. Schotow empfängt uns in einem schlichten Zimmerchen dieses imposanten Hauses am Moskauer Leninprospekt. Er gilt als ein Pionier der Dioden-Lasertechnik. „Ihre Entwicklung", so berichtet er uns, „geht auf eine 1960 geäußerte Idee des sowjetischen Nobelpreisträgers Nikolai Bassow zurück. Schon etwa ein Jahr später setzten zwei Labors in den USA und unser FIAN die Theorie in die Praxis um." Für den Bau des ersten Diodenlasers erhielten Professor Schotow und drei seiner Mitarbeiter den Lenin-Preis. Heute haben sich solche Laser insbesondere in der Lichtleitertechnik und in der Spektroskopie vielseitige Anwendungsbereiche erschlossen.

Laser nach Maß

„Seit langem weiß man", erklärt uns Professor Schotow das neue Meßprinzip, „daß die Moleküle eines bestimmten Gases charakteristische Wellenlängen des Lichtes absorbieren. Doch erst mit Diodenlasern sind wir in der Lage, einen Lichtstrahl mit der exakt benötigten Wellenlänge zu erzeugen. Stimmen beide Wellenlängen genau überein, so absorbieren die Moleküle einen Teil des Lichtes. Die Schwächung des Laserstrahls ist dann ein Maß für die Konzentration des gesuchten Gases, zum Beispiel von Kohlenmonoxid in der Atmosphäre."

Um 1980 begannen die Forschungen auf diesem Anwendungsfeld. Im FIAN konzentrierte sich Professor Schotow auf den Entwurf „maßgeschneiderter" Diodenlaser. Erste Erfolge erzielten er und seine Mitstreiter bei einem Diodenlaser für die Bestimmung der CO-Konzentration. Im Vergleich zu bisherigen Meßprinzipien gelang es, die Genauigkeit gleich um bis zu drei Größenordnungen zu verbessern. Nach gelungenem Einstieg in diese Meßtechnik lag der Versuch nahe, Diodenlaser mit anderen Wellenlängen herzustellen. Heute kann man mit ihnen auch exakt Schwefeldioxid (SO_2) und Stickoxide (NO_x) in der Atmosphäre nachweisen. Neben der hohen Meßgenauigkeit ermöglicht das Verfahren, den Schadstoff kontinuierlich, unbeeinflußt durch Wind und Staub, zu erfassen. Und dies nicht nur für einen bestimmten Punkt, sondern als Mittelwert über eine große Meßstrecke.

An Diodenlasern arbeitet seit 1976 in enger Kooperation mit den sowjetischen Kollegen auch ein kleines Kollektiv von Physikern und Ingenieuren um Professor Karin Herrmann an der Sektion Physik der Humboldt-Universität. Die Arbeitsaufgaben reichen von der Entwicklung von Diodenlasern über die Messung komplizierter Gasspektren bis zur Geräteentwicklung.

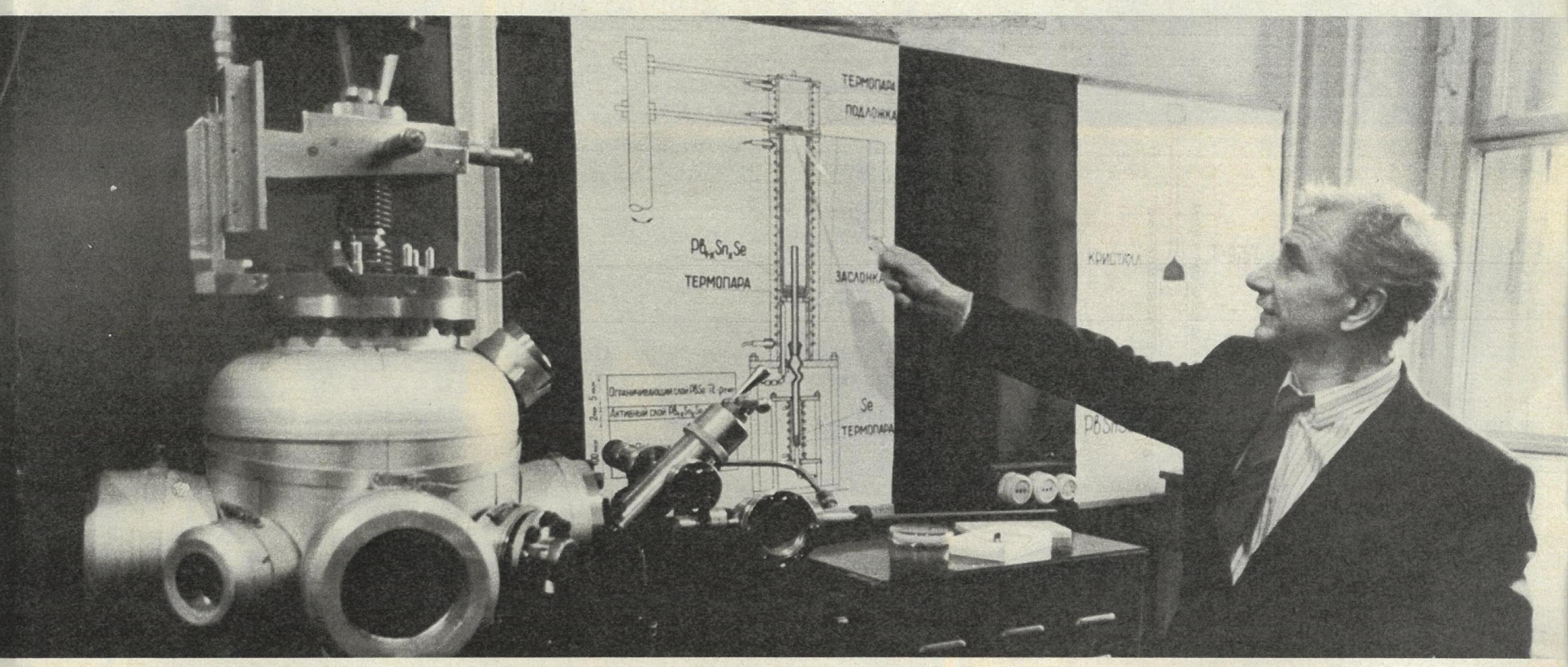
Um Diodenlaser mit gewünschter Wellenlänge herzustellen, werden Bleisalze gemischt. Sie wachsen in etwa zehn Tagen im Vakuum zu Kristallen heran. Besonders wichtig ist die Dotierung des Grundmaterials, um die für Halbleiter typische p- und n-leitende Zone aufzubauen. Nach weiteren komplizierten Zwischenschritten wird der etwa sandkorngroße Diodenlaser mit einer Rasierklinge unter dem Mikroskop aus dem Kristall herausgespalten. Und dieser Winzling sendet – wenn durch ihn ein Strom bis zu fünf Ampere fließt und er außerdem auf mindestens −190 Grad Celsius abgekühlt wird – das charakteristische Laserlicht aus. Dies tut er aber nur, wenn alle Feinheiten stimmen. Zum Herstellen von Diodenlasern gehören jahrelange Erfahrung, viel Fingerspitzengefühl und eine ruhige Hand. Selbst bei erfahrenen Produzenten mit ausgefeilter Technologie liegt die Ausschußrate international bei über 80 Prozent. Dem entspricht dann auch der Preis auf dem Weltmarkt: um die 5000 Dollar pro Stück.

„Heute ist das in der DDR entwikkelte, ebenfalls nur als Prototyp vorhandene Trassenmeßgerät für CO so genau, daß meine Mitarbeiter einen interessanten Test auf unserem Institutsparkplatz vorschlugen. Für die vorbeifahrenden Autos bestimmten wir den Kohlenmonoxidgehalt der Auspuffgase. Es gelang uns, mit dem Meßgerät die Autos zu identifizieren: Kollege X ist schon weggefahren oder Professor Y ist gerade gekommen. Der Griff zum Telefon erübrigte sich", scherzt Frau Professor Herrmann. Der Weg zu diesem Ergebnis war dornenreich, aber auch gesund. Denn der mit Hilfe des Laserstrahls ermittelte CO-Gehalt in der Atemluft veranlaßte alle Mitarbeiter des Forschungsteams, das Rauchen einzustellen.

„Ohne Hilfe der sowjetischen Kollegen wären wir nicht so schnell vorangekommen. Dort war man in der Grundlagenforschung sehr viel weiter", erklärt uns die Physikerin. „Für die DDR ist der Bau dieser Meßgeräte sehr wichtig, um damit geringste Schadstoffkonzentrationen direkt und schnell in der Atmosphäre nachweisen zu können." Die gemeinsamen Forschungen werden im RGW-Komplexprogramm koordiniert. Ein Höhepunkt nach zahlreichen Besuchen und Studienaufenthalten waren Vergleichsmessungen der in Berlin und Moskau entwickelten Lasermeßgeräte. Im Straßenverkehr unserer Hauptstadt bewiesen beide Systeme trotz unterschiedlicher Art

Laser loten dicke Luft

Naturschutzgebiete reagieren sensibel auf Veränderungen der Luftqualität (Bild links). Mit Diodenlasern lassen sich Schadstoffe mit extremer Genauigkeit bestimmen.
Vor der Kristallzüchtungsanlage im FIAN erklärt Professor Schotow den komplizierten Werdegang der Herstellung von Diodenlasern (rechts).



der Laserregistrierung ihre Funktionstüchtigkeit und lieferten identische Meßwerte. Anschließend ging es nach Mecklenburg, um in einer unbelasteten ländlichen Atmosphäre die Sensibilität der Trassenmeßgeräte zu prüfen. Auch dort verliefen alle Tests erfolgreich.

Wer baut die neuen Geräte?

Im Institut für Allgemeine Physik der Akademie der Wissenschaften der UdSSR (IOFAN) treffen wir zwei junge promovierte Physiker, die mit der Umsetzung der im FIAN entwickelten kleinen Laser in eine elektronisch aufwendige Meßapparatur beschäftigt sind. Dr. Alexander Nadeshinski und Dr. Jewgeni Stepanow erzählen von dem langen Weg, in dessen Verlauf zunächst eine große Laborversuchsanlage entstand. Heute hat sie sich in ein relativ kleines, handliches Meßgerät mit ansprechendem Design verwandelt. Leipziger Messegold belegt den Erfolg der Bemühungen.

Doch auch Probleme kommen zur Sprache. Drei Geräte, die das Institut gemeinsam mit dem Zentralen Konstruktionsbüro für unikale Geräte baute, reichen nicht aus. Das große Laserzentrum in Chatura bei Moskau sollte die Produktion übernehmen, doch dessen Fertigstellung verzögert sich. Indessen kommen die Forschungen der Speziallaser für den Nachweis von Schwefeldioxid und Stickoxiden gut voran. Doch wer soll die Geräte bauen? Dr. Stepanow meint: „Wenn die großen Betriebe keine Kleinserien fertigen wollen, dann entsteht eine Marktlücke, in die neugegründete Kooperativen für den wissenschaftlichen Gerätebau stoßen. Die Verhandlungen dazu laufen schon. In ein paar Monaten wird es sie geben. Kleine Spezialfirmen haben in dieser Branche eine reale Perspektive." Die beiden Physiker engagieren sich dafür, mit dem 100 000 Rubel teuren und komplizierten Lasermeßsystem vorrangig eine aktive Ökologie zu betreiben. „Die großen Luftverschmutzer sind bei uns bekannt. Wir brauchen gegenwärtig nicht mit Tausenden Lasern die Schadstoffe Zehntausender Schornsteine bis auf ...zig Stellen hinter dem Komma zu bestimmen. Unser Ziel muß es demnächst sein, mit diesen Geräten neue Umwelttechnologien zu testen, wie sie zum Beispiel für die Abgasreinigung in Kraftwerken zur Zeit entwickelt werden. Nur so kann sich der Forschungsaufwand amortisieren, der Umwelt schnell und wirksam geholfen werden."

Weltweit gibt es nur wenige Produzenten vergleichbarer Trassenmeßgeräte. Diese werden beispielsweise von großen Automobilkonzernen wie General Motors, Volkswagen und Toyota eingesetzt, um den Schadstoffgehalt von Motorabgasen und deren Beeinflussung durch Katalysatoren sehr genau zu ermitteln. Jede Verbesserung der Technologie wirkt sich dann später millionenfach in einer geringeren Belastung der Umwelt durch Autos aus. „Auch zur Aufklärung großer globaler Probleme können die Trassenmeßgeräte beitragen", betont Dr. Stepanow. „Wir wollen mit ihnen Transportvorgänge und chemische Reaktionen in der Atmosphäre besser verstehen lernen. Die Konzentration von Ozon und Stickoxiden in der Stratosphäre läßt sich ebenfalls mit bislang nicht erreichter Genauigkeit bestimmen."

Zum Abschluß des Besuches sehen wir die letzte Kreation des Moskauer Instituts. Anstelle des komplizierten optischen Aufbaus des AGL 2 versucht man bei einem neuen Gerät, den Laserstrahl von geeigneten Dioden über eine Lichtleiterfaser auf die Meßstrecke zu schicken. Das ganze System findet Platz in einem etwa ein Meter langen Rohr. Man kann es leicht in einem Behälter mit flüssigem Stickstoff auf die notwendige Temperatur abkühlen. Dieser Stickstoff brauchte bei Expeditionen nicht über große Entfernungen mitgeführt zu werden. Er ist unter anderem in vielen chemischen Betrieben und in der Landwirtschaft zu finden, wo er zum Konservieren von Sperma verwendet wird. „Wenn wir erfolgreich sind, wird das Trassenmeßgerät einfacher, billiger und ungleich handlicher sein. Dafür gibt es wirklich noch keine Parallelentwicklung in der Welt", versichert uns Dr. Nadeshinski.

Gewinnen werden alle

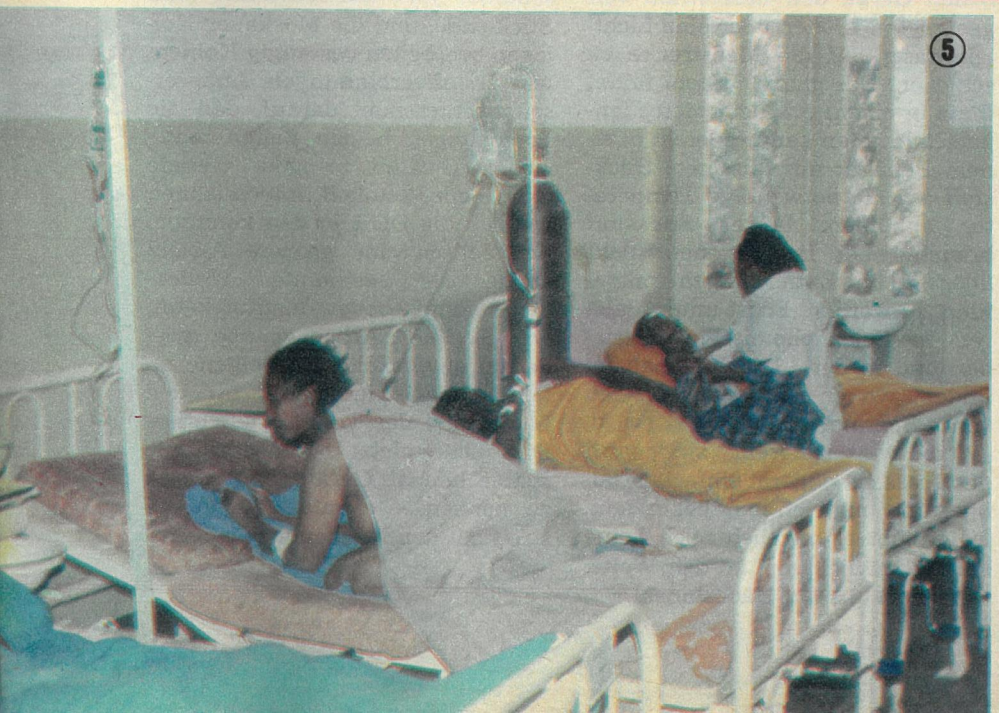
Die Direktbeziehungen zwischen den Partnern in Berlin und Moskau haben den Aufwand für Planung und Abstimmung der Forschungen reduziert. Doch nach wie vor gibt es Schwierigkeiten bei Reisen. Banalitäten wie Hotelreservierung beschäftigen wissenschaftliche Mitarbeiter manchmal tagelang. Doch erst häufige Kontakte der Wissenschaftler, egal ob Professor oder Assistent, lassen freundschaftliche Bindungen entstehen. Der Charakter der Arbeitsteilung hat sich im Verlauf der mehrjährigen Kooperation verändert. Waren die Wissenschaftler aus der DDR anfangs die Lernenden beim Herstellen von Diodenlasern, so besteht heute eine echte Partnerschaft zum gegenseitigen Nutzen. Für den Nachweis jedes einzelnen Schadgases sind umfangreiche spektroskopische Untersuchungen notwendig. Dabei konzentrieren sich die Berliner Wissenschaftler jetzt auf Schwefel- und Stickoxide, und die Moskauer Kollegen bearbeiten vorrangig Kohlenwasserstoffverbindungen. Andererseits achtet man darauf, daß die Forschungen beiden Seiten materiellen Gewinn bringen. Gerade wurde ein Protokoll unterzeichnet, wonach die DDR in den kommenden Jahren eine größere Anzahl Diodenlaser bestimmter Wellenlänge vom Lebedew-Institut kauft. Die Berliner Arbeitsgruppe wiederum entwickelte eine eigene effektive Registriertechnik für den Laserstrahl des Trassenmeßgeräts. Dies nicht zuletzt in der Hoffnung, später einmal Geräte exportieren zu können – eventuell im Wettstreit mit den Moskauer Kollegen.

1

2

3

4



5

6

Als Arzt in Äthiopien:

„...sie nannten uns grüne Götter"

Seit er als Junge vom Reck gefallen war und sich den Arm gebrochen hatte, wollte Eike Rauchfuß Chirurg werden. Das geschah jenseits von Afrika. Auf diesen Kontinent verschlug es den heutigen Chefarzt der Abteilung für Bauchchirurgie in der Berliner Robert-Rössle-Klinik im Jahre 1982. Dr. Rauchfuß war zu jener Zeit Oberarzt an der Chirurgischen Klinik der Leipziger Karl-Marx-Universität, ein gefragter Operateur. Als man von ihm wissen wollte, was er von einem Einsatz am Medizinischen College im nordäthiopischen Gondar halte, sagte er sich nur: „In der DDR kommen auf einen Arzt 500 Einwohner, in Äthiopien sind es 200 000..." Mediziner aus der DDR lehren und heilen in dem afrikanischen Land seit 1980, inzwischen ist fast jeder zweite dort ausgebildete Arzt einer ihrer Schüler.

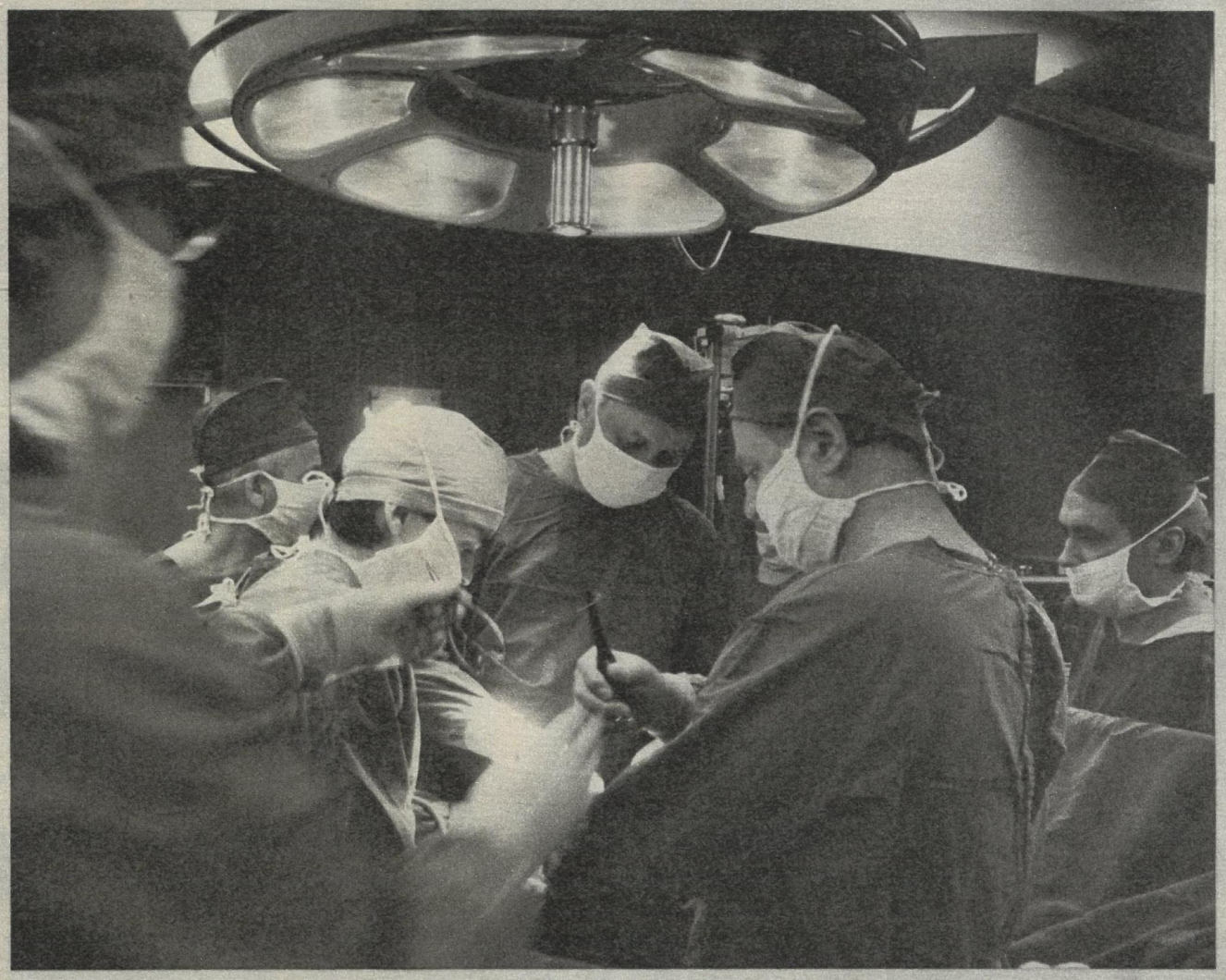
„In Afrika sei alles ganz anders, hatte man mir noch als Faustregel mit auf den Weg gegeben", erzählt Dr. Rauchfuß, während wir durch seine Station und in den gekachelten und chromglänzenden OP-Saal eilen. „Und tatsächlich: Sehr viel schneller als beispielsweise an der heimatlichen Ostsee geht die Sonne unter, und schneller als daheim kocht im äthiopischen Hochland das Teewasser. 13 Monate hat der Kalender Äthiopiens, und auch die Stunden werden anders als bei uns gezählt..." Eine andere Welt, in der Wunsch- und Alptraum oft dicht beieinanderliegen: Bescheiden die Ausstattung der Poliklinik in Gondar, unzureichend in vielem die hygienischen Bedingungen auf den Stationen, wie Dr. Rauchfuß mit fachmännischem Blick bereits bei seinem ersten Rundgang feststellt; um so erstaunter ist er über die guten Arbeitsbedingungen in den Operationssälen.

In den ersten Wochen war Eike Rauchfuß der einzige Operateur seiner Abteilung und deshalb fast rund um die Uhr im Einsatz. „Zwei, drei Stunden – mehr Zeit zum Schlafen blieb nicht!" In Gondar wurde der Arzt aus der DDR tagtäglich mit Krankheiten konfrontiert, die er bis dahin nur aus Fachbüchern kannte. ... Und immer wieder Schußverletzungen nach Überfällen separatistischer Banden. 71mal behandelte er Patienten wegen einer Dickdarmverschlingung. „In Europa tritt diese Erkrankung äußerst selten auf. In der chirurgischen Klinik der Leipziger Universität gab es zwischen 1974 und 1984 einen einzigen Fall..."

Leicht kommt der Arzt ins Erzählen: „Jeden Sonnabend ist Markttag in Gondar. Man trifft sich, verkauft und kauft, tauscht Neuigkeiten aus. Den kurzen Weg konnten wir mit dem Auto nur im Schritttempo zurücklegen, sonst hätten wir vielleicht einen der schwerbepackten Esel gerammt. Unsere Tomaten, Kartoffeln, Bananen kauften wir stets bei derselben jungen Frau, Tadese Abdela. – Eines Tages, ich hatte Bereitschaftsdienst, wurde ich auf die Entbindungsstation gerufen. Da lag Tadese und mußte sofort operiert werden. Wie so oft eine Dickdarmverschlingung, und das im siebenten Schwangerschaftsmonat... Zur Entbindung nahmen wir sie erneut in unsere Station, und sie brachte ein gesundes Mädchen zur Welt. Mebrat heißt die Kleine. Wie mag es ihr jetzt wohl gehen?"

Traditionen, in den Augen eines Europäers oft mittelalterlich anmutend, sind am Horn von Afrika langlebig. Chirurgen – wegen ihres OP-Kittels von den Einheimischen respektvoll „grüne Götter" genannt – bleiben machtlos, wenn beispielsweise ein Familienoberhaupt (grundsätzlich haben die Männer das Sagen) die Einwilligung zu einer lebensnotwendigen Operation seines Sohnes verweigert. Bildung ist so wichtig wie der tägliche Injera – ein Fladengebäck. Der aufgeklärte äthiopische Kaiser Jyassu II. hatte versucht, seine Untertanen mittels ökonomischer Hebel für Wissenschaft und Kultur zu begeistern. Wer sich bilden wollte, durfte bei Hofe speisen. Je größer das Wissen, desto reichhaltiger die Tafel. Das war im 18. Jahrhundert. Heute verstehen die Ärzte aus der DDR ihren Einsatz in Äthiopien als „Hilfe zur Selbsthilfe". Nur so, sagt Dr. Rauchfuß, bleibt die Unterstützung nicht ein Tropfen auf den heißen Stein. Dr. Rauchfuß leitete während seines 13monatigen Aufenthalts in Gondar mehr als 1000 Operationen, oft assistierte Dr. Admassu Getachew. Er hatte an der Universität von Addis Abeba sein Staatsexamen abgelegt und folgte 1984 seinem Lehrer an die Leipziger Universitätsklinik. Dort erhält er jetzt seine Facharztausbildung, lernt den feinfühligen Umgang mit dem Skalpell. „Aber ein Radikal-Chirurg wie ich ist er schon", sagt Dr. Eike Rauchfuß, „radikal in seinen Ansprüchen an sich und seinen Beruf..." Und ergänzt dann: „Wissen Sie, man kann sich selbst wohl nur in anderen verwirklichen..."

Andreas Böttcher



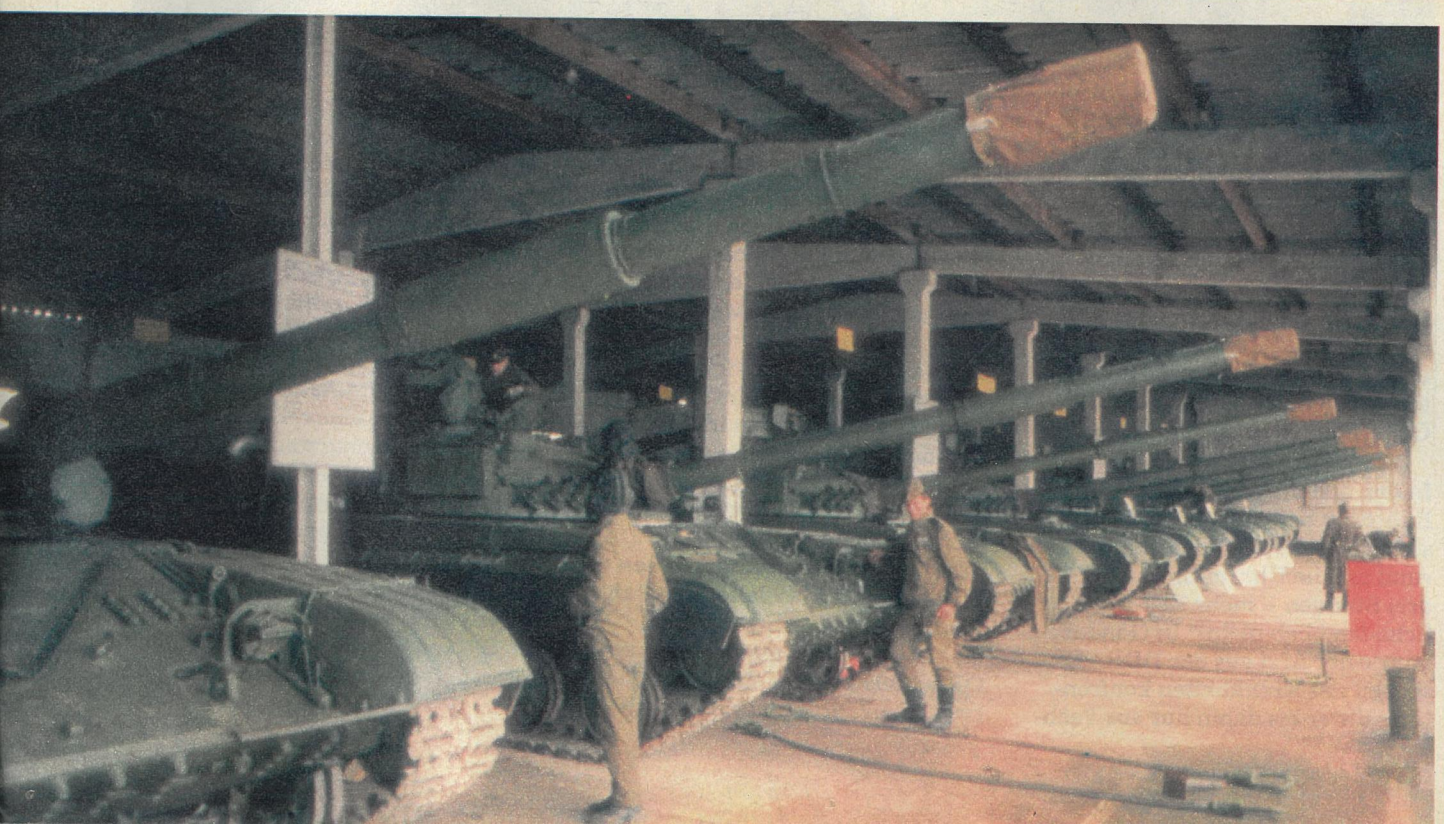
Braucht das Operieren wie die Luft zum Atmen: Dr. Eike Rauchfuß (Bildmitte) in der Rössle-Klinik

Aus seinem Fototagebuch:

❶– Markt: Sonnabends trifft man sich zu Kauf und Schwatz
❷– Heilung: Der kleine Patient ist gesund, sein Vater glücklich
❸– Hausfrauenalltag: Das kostbare Wasser wird am Fluß geholt
❹– Entdeckerfreude: Die Nil-Fälle von Tis-Issat
❺– Ärztesorgen: Es fehlt an Kleidung und Wäsche für die Kranken
❻– Feuernachschub: Holz ist das wichtigste Brennmaterial und knapp

Fotos: Dr. E. Rauchfuß; Zusatzfoto: Nina Rücker

Ihr letzter Marsch-befehl



Ein Regiment rüstet zur Heimfahrt, zur endgültigen. Die Techniker, Panzerfahrer und Richtschützen mühen sich besonders um ihre stählernen Gefährten. Die Fahrt der T 64 zum Verladebahnhof wird nun genauso wichtig wie alle vorangegangenen Manöver auf dem Gefechtsfeld. Der General vom Wünsdorfer Oberkommando der GSSD ist mit seiner Inspektion sichtlich zufrieden. Der Oberfähnrich dagegen lächelt etwas verlegen, als ihn der Fotograf im Tohuwabohu der Auszugs-Vorbereitung überrascht. Jüterbog in diesen Tagen. Die sowjetischen Panzergardisten haben ihren Auftrag, Seite an Seite mit den Soldaten der Nationalen Volksarmee, zuverlässig erfüllt. Nun gehören sie zu denen, deren Divisionen in der Heimat, im ukrainischen Kriwoi Rog aufgelöst werden. Dem Wort folgt die Tat.

Ihr letzter Marschbefehl

Ein Tag wie jeder andere. Der Posten am Tor registriert und salutiert. Militärfahrzeuge fahren rein und raus. Diensthabende Offiziere eilen zum Rapport. Kleine Grüppchen von Soldaten durchqueren zielstrebig hier- und dorthin das Gelände, während andere locker angetreten auf ihren Einsatzbefehl warten. Warten – ein gängiges Wort in der Armee. Dann das Herz des Regiments: die Panzer. In ihren Hangars herrscht Hochbetrieb. Die starken Diesel der schweren Kolosse werden vorgewärmt, die Panzerfahrer und Kommandanten eingewiesen. Soldatenalltag im 288. Gardepanzerregiment, das in „Altes Lager", einer kleinen Gemeinde vor den Toren Jüterbogs, seinen Standort hat. Seit 44 Jahren. Kaum etwas deutet heute äußerlich darauf hin, daß sich das Regiment in Aufbruchstimmung befindet. Und doch: Morgen werden die Gardisten ausrücken. Mit Sack und Pack und aller vorhandenen modernen Militärtechnik ihrer Garnison für immer ade sagen. So will es der Beschluß der Sowjetregierung, den Michail Gorbatschow erstmals vor der UNO kundgab, einseitig als Vorleistung im Abrüstungsprozeß die Armee um 500 000 Soldaten zu reduzieren. Ebenso, wie unsere Republik und andere sozialistische Staaten ihre Streitkräfte zu kürzen beginnen. Das entspricht der sozialistischen Militärdoktrin, es ist uns ernst mit der Abrüstung. Die 288er gehören nun zu den ersten, die aus der DDR in die UdSSR zurückgeführt und dort als taktische Einheit aufgelöst werden. Bis Mitte August des Jahres verabschieden sich insgesamt 10 000 Sowjetsoldaten aus unserer Republik. Mit tausend Panzern, 330 Geschützen und rund 5000 Fahrzeugen.

Weil aber solch ein Marschbefehl noch ungewöhnlich ist, sind heute im Standort des Regiments ein paar mehr höhere Chargen als gewöhnlich an Ort und Stelle, Majore, Oberstleutnants und Oberste. Überprüfung des planmäßigen Abzugs. Auch die Tatsache, daß ein Oberst behende das Tor aufreißt, um einem herausrollenden T 64 den Weg zur Verladerampe frei zu machen, ist bestimmt nicht Alltagspraxis. Ebenso die Anwesenheit von Generalmajor Wassili Kasatschenko, Stellvertreter des Chefs der Politischen Verwaltung des GSSD (im Foto S. 52). Sein Wort: „Das Regiment hat seine Aufgaben in Ehren erfüllt. Dafür gebührt mehreren Generationen Panzersoldaten unser Dank. Nun freuen sie sich auf zu Hause, sie kehren von einer langen Dienstreise aus Freundesland heim."

Das Regiment, das im Namen den Kutusow-Orden führt, hat einen schweren, opferreichen Kampfweg zurückgelegt. Gegründet bei Moskau im Dezember 1942, die Faschisten standen mitten im Land. Die ersten Gardisten waren Arbeiter aus Betrieben des Ural und Seeleute der Flotte im Stillen Ozean. Nach der Formierung ging es im Februar '43 an die Front. Die erste Feuertaufe bestand man beim Ort Sosnowka. Weitere Stationen: Charkow, Krementschug, Ternopol, Breslau, Dresden. Das Regiment nahm erfolgreich an der größten Panzerschlacht des zweiten Weltkrieges 1944 am Kursker Bogen teil und an der Weichsel-Oder-Operation. Schließlich halfen die Panzersoldaten des 288. Prag zu befreien. Von dort führte sie der Weg nach Jüterbog. Der Ortsname ihres 44 Jahre langen Standortes „Altes Lager" sagt etwas darüber aus, daß es dafür eine lange Garnisonsgeschichte gibt. Vor rund 100 Jahren reichten den kraftprotzenden Wilhelminischen nicht mehr die vorhandenen Jüterboger Kasernen aus. So schufen sie inmitten der märkischen Heide ein großes Militärlager, verbunden mit einem riesigen Schießplatz. Und bald war ihnen auch das nicht genug, und – ein „Neues Lager" entstand. Die Jüterboger mußten also wohl oder übel immer mit dem Militär leben, meist nicht zu ihrem Nutzen. Unsere Zeit seit 1945 schuf aber auch ein anderes Miteinander. Mit dem Überwinden vorhandener Ängste und Fremdheit zwischen Befreiern und Befreiten, „mit dem wachsenden Vertrauen", wie es der Divisionskommandeur Gardeoberst Sergej Dokutschajew ausdrückt, „entstanden immer mehr Kontakte, zuerst zwischen Einheiten und Betrieben, bald auch zwischen Soldaten und Bürgern der Stadt, bis zu persönlichen Freundschaften."

Weil diesmal Soldaten und Einwohner dasselbe wollen: in Frieden leben, den man jedoch sichern muß. Deshalb gibt es dieser Tage viele Freundschaftstreffen in der Stadt oder im Regimentsklub, in Betrieben oder im Dorf. Mancher Gardist trägt seitdem an seiner Uniformjacke eine Auszeichnung mehr: die Medaille der Waffenbrüderschaft, die Artur-Becker-Medaille, die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Als symbolisches Dankeschön. Da sitzt noch einmal Rudi Lehmann, bewährter Vorsitzender der LPG Pflanzenproduktion Oehna, mit

Zur Erinnerung: Dem einen ein Halstuch, dem anderen ein Gardezeichen

Die Garnison tanzt: Beim letzten Freundschaftstreffen vorm Abzug aus Jüterbog

den Genossen „meines Regiments“ zusammen, um Abschied zu nehmen. „Wir haben uns gegenseitig geholfen, so wie wir konnten. In der Ernte oder bei einer Baumaßnahme. Mit schwerer Technik oder... Ohne es jemals aufzurechnen – eben wie Freunde, die unterschiedliche Aufträge haben, jedoch einer Sache dienen.“ Da tanzt der Divisionskommandeur mit dem Kreissekretär der SED, Marita Böttcher, die ihm gerade Glück auf den Weg gewünscht hat. Da werden neue Adressen ausgetauscht und Verpflichtungen abgegeben, gleich zu schreiben.

Am 17. Mai ist es soweit. Der Zug steht bereit. Die Panzergardisten fahren Richtung Osten. Der Weg, den sie diesmal retour über Oder und Wisla nehmen, fällt ihnen jedoch nicht schwer. Wie sehen die Soldaten und Offiziere diesen letzten Marschbefehl ihrer Einheit? Der Torposten, Georgi Titow, 20 Jahre, Kraftfahrer aus Moskau: „Ich werde zu Hause erwartet, habe noch ein halbes Jahr zu dienen, das fällt mir in der Heimat bestimmt leichter.“ Der Oberfähnrich Wladimir Sabirow, 34 Jahre (im Foto S. 53): „Ich war sechs Jahre hier, komme aus Shitomir in der Ukraine. Meine zwei Töchter sind hier in die Schule gekommen, sie fühlten sich in Jüterbog wohl. Nun aber freut sich Lena, die Kleine, schon auf die Großeltern in Kriwoi Rog, wir alle auf zu Hause.“ Der Regimentskommandeur, Oberstleutnant Anatoli Poltawski, 45 Jahre: „Wir fahren nach Kriwoi Rog. Dort wird unsere Einheit aufgelöst. Die Kraftfahrzeuge werden in der Volkswirtschaft dringend gebraucht, die Panzer umgerüstet, verschrottet oder in andere Einheiten hinterm Ural eingegliedert. Ein Teil der älteren Soldaten geht ins zivile Leben, es gibt genügend zu tun. Mit jedem wurde gesprochen. Ich selbst bleibe dabei. Noch brauchen wir starke Armeen. NATO-Generäle beweisen es uns täglich.“ Das Signal steht auf Grün. Ein Regiment fährt nach Hause. An der Fassade eines der ältesten Häuser Jüterbogs, gleich neben dem Markt, steht ein einfacher Spruch: „Kehr ein, geh aus, bleib Freund im Haus.“ Ein zeitgemäßes Wort.

Wolfgang Scheel (Text)
Uwe Völkner (Fotos)

Der Beitrag entstand in Zusammenarbeit mit Michail Kubejew/ APN-Büro Berlin

Im nächsten Heft:

Sorgen mit den Schoren?

Die wirtschaftliche Erschließung entlegener Regionen in der Sowjetunion bringt für die Schoren, eine kleine Völkerschaft in Zentralasien, Probleme bei ihrer traditionellen Erwerbstätigkeit. Eine Reportage aus dem Altai.

Abrüstung

Ein Baukran mit 80 Tonnen Tragfähigkeit. Konstruiert und gebaut in Odessa. FREIE WELT war beim bedeutendsten Kranproduzenten der UdSSR und erfuhr die Besonderheit seines jüngsten Erzeugnisses: Dessen Chassis trug bis vor kurzem eine Atomrakete vom Typ SS-20. Wir beobachteten Abrüstung konkret, unumkehrbar.

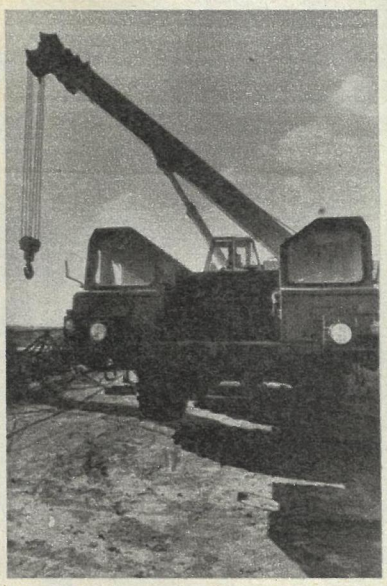


Foto: V. Billeb

Was der Mensch braucht

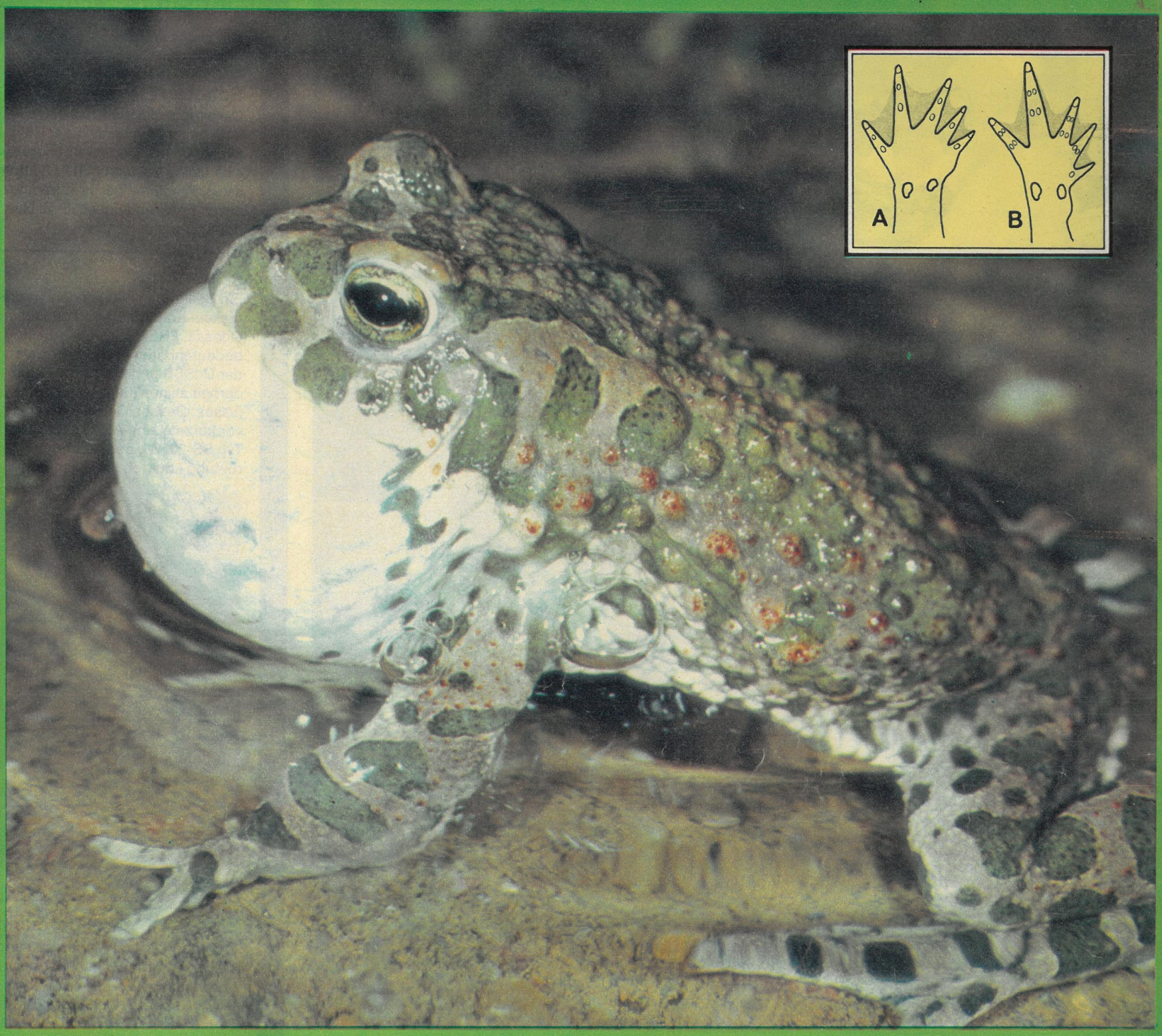
Früchtepyramiden neben tausend kleinen Dingen auf den Märkten – und Inflation. Der Kardinal – und die Volkskirche des Paters Carlos Fernandez. FREIE WELT-Reporter unterwegs in Nikaragua.

Das Gesicht

Einst durfte er als Student am Deutschen Theater vorsprechen, und weil er so richtig „loslederte“, machte Wolfgang Langhoff erst eine Pause und dann die Feststellung: „Sehr begabt, sehr begabt. Aus diesem jungen Mann, und das sage ich hier, wird etwas.“ Siegfried Höchst, Schauspieler, Regisseur, Oberspielleiter an der Berliner Volksbühne.

Redaktionsschluß für dieses Heft: **15. Mai 1989**

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.



Wechselkröte

Bufo viridis LAURENTI 1768

Bei vogelkundlicher Exkursion in der Niederen Tatra vernahm ich von einer Wiesenfläche das hohe Trillern mir bis dahin unbekannter „Schnepfenvögel". Trotz intensiver Beobachtung der in die Wiesen eingebetteten Teiche waren die Vögel nicht auszumachen, verstummten jedoch bei meiner Annäherung. Es dauerte eine halbe Stunde, ehe ich den ersten Sänger „ansprechen" konnte – eine Wechselkröte... Mit welcher akustischen Vielfalt Froschlurchmännchen ihre Reviere abgrenzen und die Weibchen anlokken, ist immer wieder verblüffend. Zur Verstärkung der Rufe nutzen viele Arten entweder innere bzw. ausstülpbare, kehlständig unpaare Schallblasen (Wechselkröte, Laubfrosch, Rotbauchunke) oder paarige Schallblasen im Bereich des Hinterkopfes (Wasserfrösche). Den Gesang der Wechselkröte bezeichnen Feldherpetologen als den schönsten der einheimischen Lurche, doch steht dem der glöckchenartige Ruf der Geburtshelferkröte in meinen Ohren kaum nach... Als „farbenfreudigste" der drei Echten Kröten Europas trägt die Wechselkröte ihren Namen zu Recht. Von grauem, grünlichem oder bräunlichem Untergrund hebt sich deutlich ein in Dunkelgrün gehaltenes Fleckenmuster ab. Erst auf den zweiten Blick fallen die roten, wie zwischengestreuten Wärzchen auf. Trotz örtlicher Veränderlichkeiten des Kleides ist eine Verwechslung mit den anderen „Echten" wenig wahrscheinlich. Wer es genau wissen möchte: Wechselkröte – Höcker auf Zehenunterseite einfach (A), Kreuz- und Erdkröte – Höcker paarig (B). Wechselkröten sind räumlich weit verbreitet, meiden aber geschlossene Waldgebiete. Selbst in Grünanlagen von Großstädten habe ich sie angetroffen, wie in Sotschi oder auch im Botanischen Garten der Universität Halle. (Auf dem Bild markieren sich im Flachwasser die von der Blase ausgehenden Schwingungen).

Dr. W. Wendt (Text und Foto)
J. Arfert (Zeichnung)

UNSERE FRAGE:
Haben Kröten
a) eine feucht-glatte...
b) eine warzige...
c) eine schuppige Haut?

Ihre Antworten mit aufgeklebter Serienmarke (1) bitte per Postkarte bis 7. Juni 1989 an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Zu gewinnen durch Losentscheid je einmal 100 und 75 Mark, dreimal 50 Mark. Namen der Preisträger in Heft 13.